

Vernon Graves

Die Stadt der dreizehn Türme

Belgien F 25 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4.50 i.m. / Spanien P 65



Die Stadt der dreizehn Türme

Damona King Nr. 60

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 01.06.1981

Titelbild von Vicente Segrelles

Die Stadt der dreizehn Türme

Langsam zog die zerklüftete Bergwelt von Zynth unter den beiden Harras dahin.

Crok und Gyf flogen in nur geringer Höhe. Einen oder auch zwei Menschen konnten die großen Vögel mit Leichtigkeit durch die Lüfte befördern. Jetzt aber hatten sie gleich vier Menschen zu tragen. Und das bereitete ihnen doch einige Schwierigkeiten.

Einsam und verlassen lagen die schroffen Felskegel des Berglands im Schein der schräg stehenden Sonne. Nirgendwo zeigte sich eine Spur von Leben.

Dann jedoch plötzlich, als Crok und Gyf eine schmale Schlucht überflogen, passierte es. Barbaren!

Es waren mehrere hundert, vielleicht sogar mehr als tausend. Und sie hatten die beiden Harras und ihre menschlichen Begleiter gesehen…

»Teufel auch«, stieß Mike Hunter hervor. »Hoffentlich sind uns die Krieger nicht genauso feindlich gesonnen wie die Horde, die uns in deinem Haus aufgelauert hat, Ygarrth!«

Der weißhaarige Magier machte ein bedenkliches Gesicht. »Ich fürchte, Optimismus ist nicht angebracht.«

Anschließend gab er ein paar schrille Kehllaute von sich. Für unbedarfte Ohren hörten sich diese Laute vollkommen unartikuliert an. Mike Hunter jedoch, der die Sprache der Harras gelernt hatte, wußte es besser. Ygarrth rief Crok und Gyf etwas zu.

»Höher«, wies er sie an. »Höher und schneller!«

Die riesenhaften Vögel taten, was in ihrer Macht stand. Mit kräftigen Flügelschlägen versuchten sie, den Befehl ihres Herrn *und* Meisters *in* die Tat umzusetzen.

Das abrupte Manöver brachte Ygarrth, Mike Hunter, Damona King und Timothy Miliar in gewisse Schwierigkeiten. Sie mußten ihre ganze Geschicklichkeit aufwenden, um nicht unversehens aus den Trageseilen herauszurutschen, die sie mit den beiden Harras verbanden.

Miliar hätte es fast erwischt. Im letzten Augenblick gelang es Mike noch, den blonden jungen Mann festzuhalten. Sonst wäre er wie ein Stein nach unten gestürzt.

Dennoch ging der Kurswechsel nur sehr zögernd vonstatten. Die Last der vier Menschen beanspruchte den Kräftehaushalt der Harras aufs äußerste. Beinahe quälend langsam nur gewannen sie an Höhe.

Zu langsam…

Die Barbaren unten im Talkessel ergriffen die Initiative, zeigten, das Ygarrths Befürchtungen nur allzu berechtigt waren.

Mehrere von ihnen griffen nach ihren Bogen, legten Pfeile auf die straff gespannten Sehnen.

Mike Hunter erkannte die Gefahr sofort. Er war der einzige, der eine Pistole bei sich trug. Und er zögerte keine Sekunde, danach zu greifen. Schon jedoch jagten die ersten Pfeile in den Himmel, begleitet vom wilden Gebrüll der Barbaren.

Sie hatten eine erstaunliche Tragweite, diese Pfeile. Mühelos bewältigten sie den Höhenunterschied zwischen dem Erdboden und den Fliegenden. Ein Geschoß verfehlte Damona nur um eine Handbreite. Ein zweites hätte Gyf voll getroffen, wenn sich der Harra nicht reaktionsschnell mit einem mächtigen Schwingenschlag aus der Gefahrenzone gebracht hätte.

Jetzt hatte Mike seine Pistole schußbereit. Richtiges Zielen war bei dem schwankenden Flug nicht möglich. Aber das spielte keine entscheidende Rolle. Es ging ihm ohnehin mehr darum, die Barbaren zu erschrecken. Diese kannten keine Schußwaffen und würden sich hoffentlich durch den künstlichen Feuerblitz irritieren lassen.

Die Mauser krachte los – einmal, zweimal, dreimal.

Ob er durch Zufall einen oder gar mehrere Treffer angebracht hatte, konnte Mike bei der Vielzahl der Gegner nicht feststellen. Es schien jedoch nicht so. In keinem Falle jedenfalls machten die Barbaren einen verstörten Eindruck. Ihr Gebrüll erstarb nicht und sie dachten auch nicht daran, ihre Bogen zu senken.

Eine neue Pfeilgarbe schoß in die Höhe.

Timothy Miliar stieß einen Schmerzensschrei aus, als eins der Hartholzgeschosse seine Jeans zerfetzte und eine blutige Furche in seinen linken Oberschenkel riß.

Wieder feuerte Ygarrth seine gefiederten Freunde mit kehligen Lauten zu mehr Schnelligkeit an. Aber was nicht ging, das ging nicht. Crok und Gyf waren nicht in der Lage, ihre Fluggeschwindigkeit wesentlich zu steigern. Es würde noch mehrere Sekunden dauern, bis sie aus der Reichweite der Pfeile heraus waren.

Mike Hunter feuerte erneut, leerte das ganze Magazin. Einen spürbaren Erfolg erzielte er jedoch nicht.

Wieder jagte ein Pfeilhagel von den Bogensehnen und schoß gefahrbringend in die Höhe.

Und diesmal ging es nicht so verhältnismäßig glimpflich ab wie bisher.

Gyf verringerte sein Flugtempo auf einmal abrupt, schien förmlich bewegungslos in der Luft zu stehen. Da Crok mit unverminderter Geschwindigkeit weiterflog, mußte es zwangsläufig zu einer höchst kritischen Situation kommen.

Die Tragseile zwischen den beiden Vögeln spannten sich. Damona King und ihre drei menschlichen Begleiter wurden durch den Ruck fast nach unten geschleudert. Mit aller Kraft mußten sie sich festklammern, um dieser Gefahr zu begegnen.

Noch übler wurde es für Crok und Gyf selbst. Die Seile waren an ihren Beinen befestigt, und die einander widerstrebenden Zugkräfte rissen ihnen diese Beine beinahe aus. Crok mußte seinen Flug ebenfalls stark abbremsen, um das Schlimmste zu vermeiden.

»Bist zu getroffen, Gyf?« fragte Ygarrth in der gutturalen Sprache der Harras.

Gyf antwortete mit einem gequälten »Ja!« Seine ausgebreiteten Schwingen bewegten sich unsicher und kraftlos. Er konnte sich sichtlich kaum noch in der Luft halten. Röchelnde Töne kamen aus seinem geöffneten Schnabel.

Jetzt konnte Mike Hunter auch erkennen, wo es den Harra erwischt hatte. Ein Pfeil steckte, von dem schwarzen Gefieder fast völlig bedeckt, tief im Körper Gyfs, unmittelbar über dem Ansatz des rechten Beins. Es war schon ein kleines Wunder, daß der große Vogel noch nicht abstürzte.

Tiefer und tiefer sanken Harras und Menschen nach unten. Die Kräfte ließen immer mehr nach, konnten das Gewicht der menschlichen Last fast nicht mehr tragen.

In der Schlucht steigerte sich das Gebrüll der Barbaren. Triumph sprach aus ihren Stimmen. Das Jagdfieber hatte sie gepackt. Wieder richteten sich die Bogen nach oben.

Mike versuchte seine Pistole nachzuladen. Aber er sah schnell ein, daß dies praktisch unmöglich war. Er brauchte beide Hände, um sich an den Seilen festzuhalten. Ergebnislos brach er den Versuch ab und steckte die Mauser in die Tasche.

Crok, der unverletzte Harra, redete jetzt auf seinen Vogelbruder ein. Mike verstand nicht alles, was er in schrillem Stakkato von sich gab. Der Sinn des krächzenden Redeschwalls wurde ihm jedoch auf Anhieb klar. Croks Worte, auf einen menschlichen Nenner gebracht, liefen in etwa auf Mann, reiß dich zusammen hinaus.

Und Gyf riß sich zusammen.

Obgleich es ihm sichtlich große Schmerzen bereitete, machte er ein paar kräftige Flügelschläge. Sofort gewann er Raum – und mit ihm auch Crok und die menschlichen Flugpassagiere.

Keine Sekunde zu früh…

Dort, wo sie noch einen Augenblick zuvor in der Luft gehangen hatten, schwirrten die Pfeile der Barbaren ins Leere.

Wutgebrüll wurde unten in der Schlucht hörbar. Die Jäger sahen sich um die vermeintlich sichere Beute geprellt.

Ygarrth streckte einen Arm aus.

»Versucht die Felsen dort drüben zu erreichen«, rief er den beiden Harras zu. »Dann sind wir in Sicherheit!«

Die steil aufragende Schluchtwand, die er meinte, war noch etwa zweihundert Yards entfernt. Unter normalen Umständen hätten Crok und Gyf diese Entfernung in wenigen Augenblicken zurückgelegt. Unter den gegebenen Umständen jedoch…

Gyf tat sein möglichstes. Die Todesgefahr verlieh ihm neue Kräfte und ließ ihn die Schmerzen vergessen. Immer wieder nach unten absinkend, sich jedoch jedesmal wieder hochreißend, hielt er gemeinsam mit Crok auf das Ziel zu.

Ein abermaliger Pfeilhagel jagte in die Höhe. Gefährlich nahe kamen die mörderischen Geschosse. Aber so, als würde ein unsichtbarer Schutzengel die Pfeile ablenken, traf keiner von ihnen.

Dann hatten es Crok und Gyf tatsächlich geschafft. Riesengroß wuchs das Felsmassiv vor ihnen auf. Ein breiter, sich nach unten verjüngender Spalt klaffte im Berg. Die beiden Harras steuerten genau darauf zu und stießen hinein. Die Gefahr, von einem Pfeil getroffen zu werden, war gebannt.

***

Achat-Lho war ein am Boden zerstörter Mann – im wahrsten Sinne des Wortes.

Noch immer litt er unter den Nachwirkungen des Schlages, den ihm der einheimische Zauberer Ygarrth versetzt hatte. Sein Schädel brummte, als würden sich tausend Bhiko darin tummeln. Und noch immer verstand er nicht, wieso sich plötzlich alles zum Bösen gewendet hatte, was vorher so sicher unter Kontrolle gewesen war.

Ygarrth und die drei Fremden waren so hilflos wie neugeborene Kinder gewesen. Gefesselt und unter dem Einfluß des Gottes Ur-Ihan stehend, hatten sie keine Hand zu ihrer Befreiung rühren können. Dann jedoch, vollkommen unerwartet und auf unerklärliche Art und Weise, war es dieser Damona King und dem weißhaarigen Magier gelungen, den Einfluß Ur-Ihans abzuschütteln. Der Gott war gezwungen gewesen, aus Damona King auszufahren und hatte dabei mit seiner furchterregenden Gestalt die Krieger der Tzu-Kha in Panik gesetzt. Entsetzt waren die Krieger in wilder Flucht davongestürzt und hatten den Gefangenen dabei Gelegenheit gegeben, mit Hilfe der beiden Riesenvögel die Flucht zu ergreifen.

Nun herrschte Heulen und Zähneknirschen bei den Kriegern des Stoßtrupps. Sie hatten den Befehl des Lhars, Damona King und ihre Begleiter dingfest zu machen, nicht ausgeführt. Es führte kein Weg daran vorbei – sie hatten versagt.

So sah es auch Khor-Sha, der Unterführer, dem der Lhar die Befehlsgewalt übertragen hatte. Die Enden seines buschigen Schnauzbarts zitterten, als er vor Achat-Lho stand. Es war schwer zu sagen, ob dieses Zittern aus Wut oder aus Furcht vor dem Lhar hervorgerufen wurde. Wahrscheinlich spielte beides eine Rolle.

»Wie ist es möglich?« tobte der Unterführer. »Wie ist es nur möglich, daß…«

»Ich weiß es nicht«, fiel ihm Achat-Lho ins Wort.

Es lag nicht in seiner Absicht, sich von Khor-Sha die Verantwortung für den Mißerfolg aufbürden zu lassen.

Aber genau das hatte der Unterführer vor.

»Du bist schuld«, schimpfte er. »Hätte deine Magie nicht versagt, wären die Gefangenen nach wie vor in unserer Gewalt!«

Achat-Lho zog die Mundwinkel nach unten. »Wären deine Krieger nicht davongelaufen wie feige Zhlo-Chys, hätten die Gefangenen nicht entfliehen können.«

Diesen Vorwurf konnte Khor-Sha kaum entkräften. Schließlich hatte auch er in wilder Panik das Weite gesucht, als er des Gottes ansichtig wurde.

»Streiten wir uns nicht um die Schuldfrage«, sagte er in beschwichtigendem Tonfall. »Überlegen wir uns lieber, was wir jetzt tun können.«

Das hatte sich Achat-Lho längst überlegt. Aber ihm war beim besten Willen nichts eingefallen. Die Gefangenen waren über alle Berge, und an eine Verfolgung war nicht zu denken. Die Tzu-Kha konnten nicht durch die Lüfte fliegen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als hilflos mit den Schultern zu zucken.

»Du bist ein Zauberer«, sagte der Unterführer. »Kannst du nicht irgend etwas tun…«

»Nein«, erwiderte Achat-Lho kopfschüttelnd. »Meine Macht hat ihre Grenzen.«

Tatsächlich hatte er bereits versucht, mit Hilfe der Magie einen Ausweg zu suchen. Aber dieser Versuch war kläglich gescheitert.

Sein Hilferuf an Ur-Ihan war ohne Echo geblieben. Der Gott hatte nicht geruht, ihm zu antworten.

Das düstere Gesicht des Unterführers verfinsterte sich noch mehr.

Fahrig nagte er an der Unterlippe.

»So müssen wir mit hängenden Köpfen vor den Lhar hintreten und unseren Mißerfolg eingestehen«, sagte er bedrückt. »Es ist nicht auszuschließen, daß wir unser Versagen mit dem Leben bezahlen müssen.«

Eine solche Möglichkeit war tatsächlich nicht auszuschließen.

Achat-Lho kannte den Stammesführer gut genug, um dies zu wissen. Vul-Ghor ließ sich oft vom Zorn übermannen. In dieser Verfassung war er unberechenbar. Mehr als einmal hatte er in solchen Fällen schon den Befehl gegeben, das Schwert sprechen zu lassen.

Für den Augenblick wurde Achat-Lhos Aufmerksamkeit von anderen Problemen in Anspruch genommen. Aus dem Haus Ygarrths kam ein Krieger gestürzt.

»Zauberer«, rief der Mann aufgeregt. »Den Verletzten geht es zusehends schlechter. Mir scheint, daß der Tod mit kalten Fingern nach ihnen greift.«

»Wirklich?«

Achat-Lho war abermals irritiert. Einige Krieger hatten sich im Kampf mit den Fremden schwere Wunden zugezogen. Einer der Fremden war im Besitz einer unheimlichen Waffe gewesen, die donnerte und blitzte und eiserne Kugeln spuckte. Aber er hatte eigentlich geglaubt, daß es ihm mit seinen magischen Heilkräften längst gelungen war, die Todesgefahr zu bannen. In jedem Fall hatten sich die Verletzten bereits deutlich auf dem Weg der baldigen Genesung gefunden. Wie es jetzt zu einem Rückschlag im Heilungsprozeß gekommen sein sollte, konnte er sich nicht erklären.

»Ich komme«, sagte er.

Dann ließ er den Unterführer stehen und eilte mit schnellen Schritten ins Haus.

Drei Tzu-Khas lagen in der Schlafkammer des einheimischen

Zauberers. Für zwei weitere hatte es keine Rettung gegeben. Sie waren bereits tot gewesen, bevor sich Achat-Lho um sie kümmern konnte.

Diese drei jedoch hatte er noch rechtzeitig in seine heilenden Hände bekommen.

Er trat an das einfache Feilager des ersten heran und beugte sich über ihn.

Erschrecken überkam ihn.

Ja, der Krieger, von dem er gerufen worden war, hatte nicht übertrieben. Der Verletzte war in der Tat dem Tode nahe. Die Augen blickten fiebrig und sein Atem ging rasselnd. Das Gesicht war eingefallen und grau. Auf den Lippen hatten sich kleine Blutbläschen gebildet.

Achat-Lho verstand es nicht. Als er das letzte Mal nach diesem Mann gesehen hatte, war dieser trotz des Lochs in seiner Brust fieberfrei gewesen. Die Wunde hatte nicht mehr geblutet, hatte bereits begonnen, sich zu schließen. Davon konnte jetzt jedoch keine Rede mehr sein. Das Wams, das der Krieger trug, war blutdurchtränkt.

Achat-Lho mußte das Wams gar nicht öffnen. Er erkannte auch so, daß gegenwärtig ständig frisches Blut aus der schon fast geheilten Wunde trat.

»Kannst du etwas für Mha-Tolot tun, Zauberer?« fragte der Mann, der ihn alarmiert hatte.

»Ich hoffe es«, gab Achat-Lho zurück.

Es waren keine Worte, die er leichtfertig vor sich hinsagte. Seine Heilkräfte, die ihm die Götter verliehen hatten, waren eine Tatsache.

Und wenn es ihm einmal gelungen war, diesen Verletzten dem Tode zu entreißen, dann sollte es auch ein zweites Mal gelingen.

»Laß mich allein«, wies er den neben ihm stehenden Krieger an.

Er liebte es gar nicht, wenn man ihn bei seiner magischen Arbeit beobachtete. Er konnte sich viel besser konzentrieren, wenn ihm niemand über die Schultern blickte.

Der Krieger nickte und ging aus dem Raum.

Sofort machte sich Achat-Lho an die Arbeit. Er kniete neben dem Lager des Verletzten nieder und breitete die Arme aus. Mehrere Sekunden lang rang er um innere Sammlung. Dann machte er mit den Armen magische Schlangenbewegungen und murmelte gleichzeitig die überlieferten Beschwörungsformeln, die sich im Laufe der Jahre förmlich in sein Bewußtsein eingebrannt hatten.

Aber schon nach wenigen Augenblicken merkte er, daß etwas nicht stimmte. Normalerweise war es so, daß er körperlich spüren konnte, wie die heilende Kraft in seine Hände strömte, wie sich diese Kraft in Form kleiner, blauer Flämmchen manifestierte, die zwischen seinen Fingern emporzüngelten.

Jetzt jedoch?

Nichts davon!

Kein vertrautes Prickeln in den Händen, kein magisches Feuer, kein ehrfürchtiges Gefühl, das stets in ihm aufstieg, wenn er die Nähe der Götter spürte, die ihm seine Kraft verliehen.

Achat-Lho mußte sich zusammenreißen, um den Anflug von Panik niederzuringen, die Besitz von ihm zu ergreifen drohte. Wieder und wieder versuchte er es. Seine Gebete an die Götter wurden immer inbrünstiger, seine magischen Armbewegungen immer flehender.

Aber es half alles nichts. Seine Hände blieben so alltäglich wie die eines x-beliebigen Kriegers, der niemals den Funken der Götter in sich gespürt hatte.

Mit schmerzlicher Deutlichkeit erkannte Achat-Lho, was ihm widerfahren war. Das, was ihn stets aus der Masse der Tzu-Kha herausgehoben hatte, was ihn zu etwas Besonderem unter seinen Stammesbrüdern gemacht hatte, existierte nicht mehr. Er hatte seine magischen Kräfte verloren!

Achat-Lho war wie betäubt. Verzweifelt fragte er sich, was er getan hatte, daß ihm die Götter ihre Gunst entzogen hatten. Eine Antwort auf diese bohrende Frage fand er jedoch nicht.

Als er nach unten sah, blickte er in die gebrochenen Augen des Kriegers. Der Mann war unter seinen Händen gestorben.

***

Das Felsplateau war für Gyf wie ein Rettungsanker. Er konnte nicht mehr, war vollkommen am Ende seiner Kräfte, Mehr taumelnd als fliegend steuerte er auf die leicht geneigte Steinplatte zu und ging darauf nieder.

Sofort knickten ihm die Beine weg. Ziemlich schwer fiel er auf den harten Fels.

Auch für die menschlichen Passagiere hätte es eine böse Bruchlandung gegeben, wenn Crok nicht so klug und umsichtig gewesen wäre. Der unverletzte Harra blieb zuerst mehrere Yards über der Platte in der Luft stehen und ließ sich dann ganz langsam nach unten sinken. So konnten Damona King und ihre Begleiter verhältnismäßig weich landen. Erst als die Menschen sicher auf dem Plateau standen, setzte auch Crok auf dem Fels auf.

In wenigen Augenblicken hatten sich die junge Frau und die drei Männer aus den Tragseilen befreit. Ganz kurz reckten und streckten sie ihre verkrampften Glieder. Anschließend kümmerten sich Damona und Ygarrth um den verletzten Harra, während Mike Hunter und Timothy Miliar die nähere Umgebung in Augenschein nahmen.

Das Plateau, auf dem sie gelandet waren, hatte eine Fläche von knapp hundert Quadratmetern. Im Norden, Osten und Westen wurden es von weiter in die Höhe ragenden Felsen gesäumt. Nur auf der

Südseite, dort wo der breite Spalt klaffte, fiel es nach unten hin ab, sehr steil und sehr schroff.

Geschrei drang nach oben. Die Barbaren im Talkessel machten ihrer Enttäuschung noch immer lautstark Luft.

»Verdammtes Gesindel«, knurrte Mike erbittert. »Möchte gerne wissen, welche Hölle euch ausgespuckt hat!«

»Glauben Sie, daß die Kerle, die uns in Ygarrths Haus überfallen haben, auch zu dieser Horde da unten gehören, Mike?« wollte Timothy Miliar wissen.

»Daran ist wohl nicht zu zweifeln. Die Burschen, mit denen wir es zuerst zu tun hatten, waren anscheinend so eine Art Vortrupp. Eins aber steht fest: die Barbaren stammen nicht aus Zynth!«

»Sondern?«

Mike machte eine vage Handbewegung. »Zynth ist eine Mikrowelt im Inneren der Erde. Wir können annehmen, daß es unzählige dieser Mikrowelten gibt, die normalerweise keine Verbindung miteinander haben. Normalerweise! In diesem Fall jedoch… Die Barbaren müssen aus einer anderen Mikrowelt kommen und irgendwie den Weg nach Zynth gefunden haben. Wahrscheinlich mit Hilfe eines magischen Tores – genauso wie wir.«

»Und was wollen sie von uns? Warum greifen sie uns an, als hätten wir ihnen ihr Stammesheiligtum geklaut?«

Mike machte ein grimmiges Gesicht. »Es war schon immer eine besondere Spezialität von Barbaren, friedliebende Nachbarn zu überfallen. Denken Sie nur an unsere guten alten Hunnen.«

»Sollte dies wirklich der einzige Grund sein? Ich hatte bisher eigentlich mehr den Eindruck, daß es die wilden Gesellen ganz gezielt auf uns abgesehen haben!«

Dieser Eindruck war durchaus richtig, daß wußte Mike Hunter sehr wohl. Tatsächlich waren die Barbaren hinter ihnen her, weil sie im Dienst einer Macht aus dem Reich der Finsternis standen, die Damona vernichten wollte. Mike hatte jedoch gewisse Hemmungen, diesen Sachverhalt Miliar gegenüber offen zuzugeben. Er hätte dem blonden jungen Mann dann auch sagen müssen, daß Damona eine Weiße Hexe war. Dieses Geheimnis jedoch, in das Miliar bisher nicht eingeweiht war, sollte nach Möglichkeit gewahrt bleiben.

Er wurde einer sofortigen Antwort enthoben, denn in diesem Augenblick wurden unten am Fuß der Felsenwand mehrere Barbarenkrieger sichtbar.

»Runter!« zischte Mike. »Die Kerle brauchen nicht zu wissen, daß wir hier oben stecken!«

Noch während er diese Worte sagte, duckte er sich und rückte eine Körperlänge vom Rand des Abgrund weg.

Auch Timothy Miliar reagierte sofort und machte einen schnellen

Sprung rückwärts.
Jetzt konnten beide Männer nicht mehr von den Barbaren gesehen werden. Und dasselbe traf auch auf Ygarrth, Damona und die beiden Harras zu, die sich vollkommen im toten Winkel befanden. Mit ein paar Handbewegungen bedeutete ihnen Mike, sich nach Möglichkeit ganz still zu verhalten.
»Glauben Sie, die Kerle würden hier raufklettern, wenn sie wüßten, wo wir sind?« raunte Timothy Miliar.
»Zuzutrauen wäre es ihnen«, gab Mike zurück. »Aber selbst wenn sie das nicht täten – in der Falle sitzen wir so oder so. Von diesem Plateau kommen wir nur auf einem einzigen Weg wieder weg: durch die Luft. Und wenn Gyf nicht mehr fliegen kann…« Vielsagend ließ er den Rest des Satzes offen.
Die Mundwinkel Timothy Millars zuckten.
»Wir müssen hier wieder runter, hören, Sie?« stieß er hervor. »Wir müssen ganz einfach. Es geht um Mary-Ann!«
Mike konnte sich gut in die Gedanken des jungen Mannes versetzen. Mary-Ann Murchison, Millars Freundin, und noch zwei andere Mädchen waren aus der schottischen Stadt Blairgowrie nach Zynth verschleppt worden. Jetzt befanden sie sich in der Gewalt der menschlichen Zoronen und deren gehorsamen Sklaven, den Uunra.
Er selbst, Damona und Timothy und Miliar waren in die Mikrowelt gekommen, um die drei Mädchen zu befreien. Die Auseinandersetzung der Barbaren hatte überhaupt nicht auf dem »Programm« gestanden. Aber Zoron war noch weit entfernt, sehr weit. Und die Chancen, die Hauptstadt der Zoronen zu erreichen…
Verdammt!
»Sehen wir, wie es Gyf geht«, sagte Mike.
Geduckt, um nicht von den Barbaren gesehen zu werden, kehrten Mike und Timothy Miliar zu den anderen zurück.
Ein Vogel, der auf dem Rücken lag, bot immer ein klägliches Bild.
Und das traf besonders für einen so großen gefiederten Gesellen wie Gyf zu. Hilflos und bedauernswert sah er aus, wie er da so auf der Felsplatte lag, die Beine von sich gestreckt, die Augen geschlossen.
Ein Stoffetzen, der ehemals zu Damonas Bluse gehört hatte, schlang sich um seinen Leib. Ygarrth und Damona standen neben dem Harra und blickten sorgenvoll auf ihn hinunter. Und Crok, die mächtigen Schwingen gefaltet, tat dasselbe.
»Und?« fragte Mike. »Wie sieht es aus?«
»Schlecht«, antworteten der weißhaarige Magier und Damona wie aus einem Munde.
»Er kann nicht mehr fliegen?«
Ygarrth machte ein düsteres Gesicht. »Wir können froh sein, wenn er mit dem Leben davonkommt. Fliegen? Frühestens in ein paar Wochen

– wenn überhaupt!«

Crok hob den Kopf. »Gyf fliegt wieder!« sagte er in der Sprache der Harras. »Ich baue ihm einen Horst und verpflege ihn. Gyf stirbt nicht!«

Seine intelligenten Augen versprühten eine Entschlossenheit, die der eines tatkräftigen Menschen in nichts nachstand.

»Gut«, nickte Mike, »für Gyf wäre also gesorgt. Fragt sich jetzt nur, was aus uns wird. Hast du irgendeine Idee, Ygarrth? Schließlich ist Zynth dein Zuhause.«

»Mein Zuhause befindet sich in der Hand der Barbaren«, sagte der alte Mann niedergeschlagen. »Wahrscheinlich haben die Kerle das Haus längst angezündet. Und warum das alles? Nur weil ich euch helfen wollte!«

»Tut es dir leid, Ygarrth?« warf Damona ein.

Der Magier zögerte einen Moment, schüttelte dann den Kopf.

»Nein, es tut mir nicht leid.«

Mike lächelte ihn an. »Das ehrt dich, alter Freund.«

»Aber es hilft uns nicht weiter«, stellte Timothy Miliar fest. »Wie kommen wir hier wieder weg? Ich muß nach Zoron!«

In diesem Augenblick hörten die vier in ihrem Rücken ein Geräusch. Sie fuhren herum.

Und sahen den ersten Barbaren, der die Steilwand hochgeklettert war…

***

»Ich verlange eine Erklärung, Scharlatan!«

Die Stimme von Unterführer Khor-Sha war scharf wie die Klinge eines Kurzschwertes.

Scharlatan!

Diese Anrede war für Achat-Lho ein Alarmsignal, Er wußte, daß er bei den Kriegern seines Stammes alles andere als beliebt war. Die Tzu-Kha hatten Angst vor allem Übernatürlichen, und diese Angst übertrug sich auf ihn, den Zauberer, der es Verstand, die Macht der Magie nutzbar zu machen. Sie fürchteten ihn. Aber nur solange sie in ihm einen Mann sahen, dessen Zorn man sich besser nicht zuzog.

Wenn sie jedoch merkten, daß es mit seiner Zauberkraft nicht mehr allzuweit her war…

»Antworte«, blaffte Khor-Sha.

Achat-Lho wußte nicht, was er sagen sollte. Eine Erklärung für die drastische Verschlechterung des Gesundheitszustandes der verwundeten Krieger wollte Khor-Sha haben? Die konnte er ihm nicht geben. Er verstand selbst nicht, was geschah. Der eine Mann war tot.

Und die Wunden der beiden anderen, die er bereits geheilt zu haben glaubte, waren wieder aufgebrochen. Seine Künste hatten auf der ganzen Linie versagt.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als mit den Achseln zu zucken.
»Ich weiß es nicht«, sagte er und verließ das Haus des alten Ygarrth.
Der Unterführer schickte ihm eine Verwünschung hinterher, die an Respektlosigkeit nichts zu wünschen übrigließ. Achat-Lho tat so, als würde er sie nicht hören.
Auch die Krieger draußen auf der Lichtung vor dem Haus bedachten ihn mit unfreundlichen, ja feindlichen Blicken. Unverhohlen ließen sie hämische und abfällige Bemerkungen fallen, was sie unter normalen Umständen niemals gewagt hätten. Jetzt aber, da sie spürten, daß er sich nicht auf seine magischen Fähigkeiten stützen konnte, glaubten sie sich ihm überlegen.
Und das waren sie auch, denn die Kunst des Kriegshandwerks hatte Achat-Lho niemals gelernt. Die Klugheit gebot ihm deshalb, den Männern aus dem Wege zu gehen.
Es gab für die Tzu-Kha im Tal des einheimischen Magiers nichts mehr zu tun. Ygarrth und seine Freunde, die sie auf Befehl Vul-Ghors und des Gottes Ur-Than gefangennehmen sollten, waren durch die Lüfte entflohen. Und da kaum damit zu rechnen war, daß sie zurückkommen würden, lag für Khor-Shas's Leute kein Grund vor, noch länger an Ort und Stelle zu verweilen.
Der Unterführer gab Befehl, die Chlo-Zhy zu satteln und alle nötigen Abmarschvorbereitungen zu treffen. Für die Verletzten wurden einfache Sänften gebaut. Aber es war fraglich, ob sie den anstrengenden Ritt durch die unwegsamen Berge lebend überstehen würden.
Auch die Toten wurden nicht zurückgelassen. Sie hatten Anspruch darauf, feierlich verbrannt zu werden, wie es der Sitte des Stammes entsprach.
Bevor die Krieger aufbrachen, ließen sie ihre Wut und Enttäuschung an der Behausung Ygarrths aus. Alles, was sich zerstören ließ, wurde ein Opfer von Schwert und Feuer.
Dann machten sich die Männer auf den Weg, um sich wieder mit der Hauptstreitmacht der Tzu-Kha zu vereinigen. Besondere Eile legten sie dabei nicht an den Tag. Jeder einzelne von ihnen konnte sich lebhaft vorstellen, was der Lhar sagen würde, wenn er vom Mißerfolg ihrer Mission erfuhr.

***

Der Warnschrei des Barbaren gellte in den Ohren Damona Kings und ihrer Begleiter. Vielstimmiges Gebrüll unten in der Schlucht ließ zweifelsfrei erkennen, daß sein Ruf von der ganzen wilden Horde gehört worden war.
Mike Hunter war der erste, der reagierte. Blitzschnell griff er nach seiner Pistole und brachte sie in Anschlag.

Der Barbar starrte mit weit aufgerissenen Augen in die schwarze Mündung. Er hatte schon erlebt, daß die Waffe Feuer und Tod spucken konnte, und sah sein Ende wohl schon vor sich.

Aber Mike brachte es nicht fertig, einfach abzudrücken. Er hatte Skrupel. Der Barbar konnte sich in seiner gegenwärtigen Situation nicht wehren, hatte alle Hände voll zu tun, sich an der steilen Felswand zu halten. Mike wäre sich wie ein Mörder vorgekommen, wenn er jetzt auf ihn geschossen hätte. Dazu jedoch war er nicht geboren.

»Verschwinde«, rief er dem Mann zu.

»Mach daß du wegkommst und laß dich nicht wieder blicken, sonst…«

Der Barbar war noch immer wie erstarrt. Er blickte Mike an wie das Kaninchen die Schlange.

Mike feuerte einen Warnschuß ab. Dicht über dem wild wuchernden Harrschopf des Kriegers pfiff die Kugel dahin.

Das reichte. Der Kopf des Barbaren verschwand blitzartig. Er war nicht mehr zu sehen, aber man konnte sich lebhaft vorstellen, daß er jetzt in aller Eile die Wand wieder hinunterkletterte.

»Wenn das man kein Fehler war«, murmelte Timothy Miliar. »Jetzt kann der Kerl seinen Mordgesellen ganz genau erzählen, wie es hier oben aussieht.«

»Was hätte ich tun sollen?« gab Mike zurück. »Ihn abknallen wie eine Papierblume in der Schießbude?«

»Nun…« Miliar wiegte den Kopf hin und her.

»Sehen Sie…«

»Es war schon richtig, den Mann nicht zu töten«, warf Damona ein. »Er hätte keine Chance gehabt. Außerdem wußten die Brüder da unten sowieso schon, daß wir hier oben stecken. Es wäre also unnötiges Blutvergießen gewesen.«

»Vielleicht haben wir uns durch meine noble Geste ihre unverbrüchliche Freundschaft gesichert«, sagte Mike und grinste dabei ein bißchen schief.

Als seien diese Worte ein Signal gewesen, klatschten ein paar Augenblicke später ein paar Pfeile auf das Plateau. Sie konnten jedoch keinerlei Schaden anrichten, da die Schützen ihr Ziel nicht im Visier hatten. Die Pfeile waren nur so aufs Geratewohl abgeschossen worden.

»Unverbrüchliche Freundschaft!« Timothy Miliar lachte böse und erbittert auf.

Mike zuckte die Achseln. »Undank ist der Welt Lohn. Aber was soll’s? In jedem Fall brauchen wir wohl nicht mehr zu befürchten, daß noch mal einer der Kerle die Steilwand hochklettert. Sie wissen jetzt, daß wir sie mit Leichtigkeit von der Platte putzen können, wenn wir wollen.«

Ygarrth zupfte gedankenvoll an seinem weißen Bart. »Angreifen können sie uns nicht, richtig. Aber wenn sie da unten bleiben… Sie können uns aushungern. Wir haben keinen Proviant bei uns, kein Wasser … In ein paar Tagen sind wir am Ende. Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als uns zu ergeben.«

Heftig schüttelte Damona den Kopf. »Ich ergebe mich nicht. Und du solltest es auch nicht tun, Ygarrth. Oder hast du vergessen, was dich und mich erwartet, wenn wir in die Hände der Barbaren fallen?«

»Urian«, sagte der alte Mann düster.

»Ja«, nickte Damona. »Der Dämonenfürst wird von unserem Geist und unserem Körper Besitz ergreifen und uns zu seinen willenlosen Sklaven machen. Aber bevor ich eine Dienerin der finsteren Mächte werde, sterbe ich lieber.«

»Langsam, langsam«, sagte Mike und stampfte mit dem Fuß auf den Fels. »So weit sind wir noch lange nicht.«

»Nicht?« Wild blickte Timothy Miliar ihn an. »Haben Sie eine Idee, wie wir von dieser verdammten Felsenplatte runterkommen?«

»Noch nicht, aber…«

»Aber?«

Mike blickte den Magier an. »Könntest du uns mit Hilfe deiner magischen Künste hier wegbringen, Ygarrth?«

»Darüber brauchen wir gar nicht nachzudenken«, antwortete der alte Mann. »Du weißt, daß ich nicht in der Lage bin, meine Magie zu praktizieren. Damona Kings gewaltiges gegenpoliges Potential blockiert jedwede magische Aktivität in Zynth. Es herrscht ein magischen Patt, solange sie hier ist.«

Mike warf einen schnellen Blick zu Timothy Miliar hinüber.

Ygarrths Worte hatten ziemlich unmißverständlich anklingen lassen, daß Damona Hexeneigenschaften besaß.

Der junge Mann begegnete seinem Blick und lächelte dünn. »Machen Sie sich keine Gedanken, Mike. Mir ist schon seit einiger Zeit klar, daß Miß King kein normaler Mensch ist. Im Mittelalter hätte man sie längst auf dem Scheiterhaufen verbrannt, nicht wahr?«

»Sie glauben, Miß King ist eine… Hexe?«

»So ungefähr, ja.«

Damona schaltete sich ein. »Sie haben recht, Tim – ich bin eine Hexe. Eine Weiße Hexe, um es genau zu sagen.«

Miliar nickte langsam. »Vor ein paar Tagen wäre ich noch aufs äußerte verblüfft, ja wahrscheinlich sogar entsetzt gewesen. Aber nach all dem Verrückten, was ich seitdem zusammen mit Ihnen erlebt habe… Inzwischen kommt es mir so vor, als seien Hexen und Zauberer die alltäglichste Sache von der Welt.«

»So alltäglich nun auch wieder nicht«, lächelte Damona. »Deshalb wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie nach Rückkehr in unsere

eigene Welt strengstes Stillschweigen über mein kleines Geheimnis bewahren würden. Versprechen Sie mir das?«

Timothy Miliar verzog den Mund. »Ich verspreche es. Aber wie kommen Sie auf den Gedanken, daß wir jemals in unsere, eigene Welt zurückkehren können? Wie es aussieht, ist dieses Plateau hier Endstation für uns alle.«

Darauf wußte niemand etwas zu sagen.

***

Mary-Ann Murchison saß am Fenster ihres Zimmers und blickte mit leeren Augen hinaus.

Unter ihr breitete sich Zoron aus, die größte Stadt Zynths, die wie die gesamte Welt von den Zoronen beherrscht wurde. Zoron lag in einer kleinen Meeresbucht und machte auf den ersten Blick einen farbenprächtigen, heiteren Eindruck. Unwillkürlich wurde Mary-Ann immer an eine malerische orientalische Stadt erinnert, wie man sie am Mittelmeer finden konnte.

Aber das Mädchen wußte genau, daß Zoron alles andere als eine heitere Stadt war. Die Uunra, jene faltenköpfigen Ungeheuer, die das Gros der Stadtbevölkerung ausmachten, waren ihrer Ansicht nach gar nicht zur Heiterkeit fähig. Dazu waren sie viel zu primitiv, zu dumm und vielleicht auch zu eingeschüchtert und zu unterdrückt. Die Wahrzeichen ihrer Unterdrückung, dreizehn hohe, sich nach oben verjüngende Türme, die von den Zoronen bewohnt wurden, waren überall in der Stadt sichtbar und erinnerten die Uunra vermutlich stets daran, daß sie Sklaven waren.

Sklaven genau wie ich, dachte Mary-Ann Murchison verbittert und verzweifelt.

Nachdem sie, Grace Pamble und Agnetha Svenson aus Blairgowrie im heimischen Schottland nach Zoron verschleppt worden waren, hatten sie aufgehört, freie Menschen zu sein. Wie ein paar Stück Vieh hatte man sie unter den Zoronen regelrecht versteigert.

Sie war bei dieser Prozedur, die jeder Menschenwürde Hohn sprach, der Sippe des Sothoth zugefallen, in dessen Turm sie jetzt lebte.

Sothoth!

Es wurde Mary-Ann übel, wenn sie nur an den Mann dachte. Er war fett wie ein Mastschwein und in jeder Beziehung ausgesprochen widerlich. Aber er besaß eine große Macht in Zoron. Nicht nur die Uunra hatten eine panische Angst vor ihm. Auch die anderen Zoronen, die im Grunde genommen auf der gleichen Stufe standen wie er, fürchteten ihn und erkannten ihn stillschweigend als eine Art Oberhaupt an.

Noch schlimmer fand Mary-Ann allerdings seinen Sohn, der auf den Namen Phruug hörte. Phruug war ein noch junger Bursche, zwanzig

Jahre alt etwa. Von der äußeren Erscheinung ähnelte er stark seinem Erzeuger. Und auch was seinen gemeinen Charakter anging, war er ein würdiger Nachkomme. Während Sothoth bereits ein Alter erreicht hatte, in dem Frauen nur noch eine gelegentliche Nebenrolle spielten, sah das bei Phruug ganz anders aus. Der widerwärtige Bursche interessierte sich für Frauen. Besonders wenn sie jung und blond waren wie Mary-Ann und zudem den exotischen Reiz zu bieten hatten, aus einer anderen Welt zu stammen. Mary-Ann war sich ziemlich sicher, daß nur Phruug dafür gesorgt hatte, daß sie in Sothoths Turm gekommen war. Sie ekelte sich vor sich selbst, wenn sie daran dachte, was das junge Scheusal schon alles mit ihr angestellt hatte.

Tim, dachte sie, wenn du doch kommen und mich aus dieser Hölle rausholen würdest!

Aber während sie das dachte, wußte sie mit schmerzlicher Klarheit, daß alle Gedanken in dieser Richtung reine Wunschgedanken waren. Zwischen Zoron und Zynth lag eine Grenze, die ein normaler Mensch wie ihr Freund niemals überschreiten konnte.

Sie fing an, bitterlich zu weinen.

***

Die Nacht war angebrochen.

Tiefe Dunkelheit lag über den Bergen. Ein schwach leuchtender Mond, kleiner und scheinbar weiter entfernt als der, den Damona und Mike gewohnt waren, wurde von ziehenden Wolken weitgehend verdeckt. Kein einziger Stern zeigte sich am Himmel. Vielleicht gab es in dem Mikrouniversum, zu dem Zynth gehörte, gar keine Sterne.

Dennoch war die Nacht nicht ohne Licht. Feuerschein drang aus dem Talkessel zum Plateau hoch, von dort, wo die Barbaren ihr Lager aufgeschlagen hatten. Gelegentlich wurden Stimmen laut, mal ein rauhes Lachen oder auch das eigenartige Heulen eines der grotesk aussehenden Reittiere.

Um vor Überraschungen sicher zu sein, hatten Damona King und ihre Begleiter beschlossen, jederzeit eine Nachtwache aufzustellen.

Es war nicht auszuschließen, daß die wilden Gesellen den Schutz der Dunkelheit dazu ausnutzen würden, abermals an der steilen Felswand hochzuklettern.

Aber danach sah es eigentlich nicht aus. Mike, der die erste Wache übernommen hatte, während die anderen sich von den Strapazen des Tages erholten, kauerte am Rand des Abgrunds. Von dort aus hatte er freien Blick hinunter in die Schlucht. Nirgendwo konnte er irgendwelche Aktivitäten feststellen, die zur Besorgnis Anlaß gaben.

Die meisten Angehörigen des Stammes schliefen. Nur einige wenige hockten noch an den Lagerfeuern.

Keiner von ihnen schenkte dem Plateau die geringste

Aufmerksamkeit. Nur ab und zu warf jemand einen flüchtigen Blick auf die steil aufragende Wand. Die Barbaren waren sich ihrer Opfer sicher, wußten, daß diese auf dem Plateau ausweglos gefangen waren und keine Chance hatten zu entfliehen.

Mike preßte wütend die Lippen zusammen, wenn er daran dachte, wie ausweglos ihre Lage war. Lange würden sie es hier oben nicht mehr aushalten können. Schon jetzt knurrte sein Magen vor Hunger, und seine Kehle war wie ausgedörrt. Wenn er nicht bald einen Schluck zu trinken bekam…

Ein leichtes Rauschen in der Luft ließ ihn hochblicken. Nervös tastete er nach seiner Mauser.

Aber es lag kein Grund vor, die Waffe zu ziehen. Das flirrende Geräusch stammte von Crok, der soeben von einem nächtlichen Erkundungsflug zurückgekehrt war. Ein paar Yards neben Mike ließ sich der Harra auf der Felsplatte nieder.

»Erfolg gehabt?« fragte Mike.

Die gutturalen Töne der Vogelsprache reizten seine trockene Kehle und zogen einen leichten Hustenanfall nach sich.

»Nein«, antwortete Crok.

Mike zerbiß einen Fluch zwischen den Lippen. Der Harra war ausgeflogen, um irgendwo in der Nähe Wasser und Spuren von Vegetation zu suchen. Wie es aussah, hätte er sich den Flug wohl sparen können.

Crok bemerkte Mikes Enttäuschung.

»Nicht trauern«, zirpte er. »Crok noch finden, Gyf sonst sterben. Crok sucht weiter.«

Schon wollte sich der Harra wieder in die Luft erheben. Aber Mike hielt ihn zurück.

»Warte!«

Crok faltete die Schwingen wieder zusammen.

Das Heulen eines der barbarischen Reittiere hatte Mike auf einen Gedanken gebracht.

»Kannst du einen von uns allein tragen, Crok?« fragte er den Harra.

»Ohne Gyf?«

»Das meine ich.«

»Einen – ja!« antwortete der Vogel.

»Gut«, sagte Mike, »sehr gut.«

Er verließ seinen Posten am Rande des Abgrunds und ging zu den anderen hinüber. Trotz des harten Untergrunds und fehlender Decken waren Damona, Ygarrth und Timothy Miliar fest eingeschlafen. Die Anstrengungen des vergangenen Tages verlangten ihren Tribut.

Mike beugte sich über Miliar und rüttelte ihn an der Schulter.

»Hey, Tim, wachen Sie auf!«

Der junge Mann fuhr hoch, als hätte ihm ein Barbar sein Schwert an

die Kehle gesetzt.
»Was… was …«
»Nicht so laut«, sagte Mike flüsternd. »Wir wollen die anderen nicht stören.«
Miliar richtete sich in eine sitzende Stellung auf.
»Übernehmen Sie meine Wache, Tim.«
»Habe ich schon drei Stunden geschlafen?« Miliar war regelrecht erschrocken.
»Nein«, erwiderte Mike. »Sie sind eigentlich noch gar nicht dran. Trotzdem sollen Sie mich jetzt schon ablösen. Ich habe nämlich etwas vor.«
»Was?«
»Ich will den Barbaren einen kleinen Besuch abstatten…«
Mike erzählte ihm, welche Idee ihm gekommen war.
Timothy Miliar war sofort Feuer und Flamme.
»Nehmen Sie mich mit«, sagte er eifrig. »Zwei Mann sind besser…«
»Ich sehe mich erst mal um«, unterbrach ihn Mike. »Und wenn wir tatsächlich eine Chance haben, dann holt Crok Sie nach, okay?«
»Okay.«
Timothy Miliar übernahm die Wache an der Felswand, und Mike weihte Crok in seinen Plan ein.

***

Steil schoß Crok in die Luft.
Die Felsen an den drei geschlossenen Seiten des Plateaus stiegen noch mehrere hundert Yards in die Höhe. Der Harra mußte über sie hinweg, wenn er die Umgebung erkunden wollte.
Der steile Aufstieg raubte Mike beinahe den Atem. Er hing unter Crok in den Seilen und hielt sich krampfhaft fest. Ein leichtes Übelkeitsgefühl konnte er trotz aller Bemühungen nicht vermeiden.
Die Barbaren unten in der Schlucht bekamen von dem Flug nichts mit. Crok und Mike befanden sich im toten Winkel. Außerdem achteten die Krieger vermutlich gar nicht darauf. Sie wußten, daß Gyf flugunfähig war, und glaubten ihre Opfer auf Nummer Sicher.
Der Flugwind zerrte an Mikes Kleidern und bauschte sie auf wie Ballons. Aber Mike gewöhnte sich schnell wieder an das Fliegen.
Das Übelkeitsgefühl verflüchtigte sich.
Crok hatte jetzt den Gipfel des Berges erreicht. Er drehte nach Norden ab, näherte sich dann in einem großen Bogen von hinten der Schlucht, in der die Barbaren lagerten.
Bei den herrschenden Lichtverhältnissen wäre es Mike unmöglich gewesen, sich zu orientieren. Aber seine Raubvogelaugen machten für Crok die Nacht zum Tag.
Es dauerte nicht lange, bis er über der Schlucht hing. Vom Schein des

Lagerfeuers war noch nichts zu sehen.
»Hier?« krächzte der Harra.
»Ja«, antwortete Mike.
Crok ließ sich nach unten sinken. Mike kam sich dabei vor wie in einem abwärts rasenden Fahrstuhl und mußte abermals gegen eine leichte Übelkeit ankämpfen. Zum Glück waren die letzten beiden Mahlzeiten ausgefallen, so daß keine unangenehmen Folgen befürchtet werden mußten.
Augenblicke später landete das Gespann auf dem Grund der Schlucht.
Mike löste sich aus den Seilen und atmete tief durch. Sofort wurde ihm wieder besser. Nicht nur physisch, sondern auch psychisch. Für den Augenblick war er ein freier Mann, da gab es gar keine Frage.
Und er war gewillt, diese Freiheit so gut zu nutzen, wie er nur konnte.
»Warte hier auf mich, Crok«, wies er den Harra an.
»Crok warten«, bestätigte der Vogel.
Mike nickte ihm zu und setzte sich in Bewegung. Er ging in die Richtung, in der er das Lager der Barbaren wußte.
Tiefe Dunkelheit umfing ihn. Trotzdem bestand keine Gefahr, daß er gegen irgend etwas lief. Dazu war die Schlucht zu breit. Bis auf die Unebenheiten des Bodens hatte er keine Hindernisse zu erwarten.
Zielbewußt drang er immer tiefer in den Hohlweg ein. Noch sah und hörte er nichts von den Fremden. Dennoch handelte er ganz nach dem alten Wahlspruch »Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste«. Möglichst lautlos bewegte er sich vorwärts.
Als er schließlich in der Ferne eine Stimme zu hören glaubte, blieb er stehen und lauschte aufmerksam.
Ja, da vor ihm waren die Barbaren. Die Entfernung zum Lager konnte jetzt nicht mehr als wenige hundert Yards betragen. Gleich mußte der Feuerschein an seine Ohren dringen.
Mike ging kein Risiko ein. Er zog sich die Schuhe aus und befestigte sie an seinem Gürtel. Auf Strümpfen schlich er weiter vorwärts.
Daß seine ungeschützten Zehen dabei mehrmals unangenehme Bekanntschaft mit scharfkantigen Steinen machten, mußte er in Kauf nehmen.
Dann sah er die ersten schwachen Lichter.
In geduckter Haltung blieb er wieder stehen und strengte seine Ohren an.
Menschliche Stimmen und das Heulen eines Reittiers…
Die Töne, die das Vieh von sich gab, waren Musik in Mikes Ohren.
Sie kamen unzweifelhaft aus einer geringeren Entfernung als die Stimmen der Barbaren. Und das konnte eigentlich nur bedeuten, daß die Tiere außerhalb des eigentlichen Lagers standen. Crok, der das Lager eine Weile vorher in größerer Höhe überflogen hatte, war also

richtig informiert gewesen.
Mike schlich weiter, geduckt und lautlos.
Der Feuerschein wurde heller. Aber doch nicht hell genug, um ihn zu erfassen und dem Schutz der Dunkelheit zu entreißen.
Wenig später war er nahe genug heran, um etwas erkennen zu können.
Zelte…
Und dunkle Umrisse, die sich bewegten – Menschen und zentaurartige Tiere.
Ja, die Reittiere lagerten etwas abseits von den Zelten der Barbaren. Mike konnte es nicht genau erkennen, aber es sah so aus, als ob die Viecher in einer Art Seilkorral untergebracht waren. Die Frage war jetzt nur, ob sie zusätzlich bewacht wurden. Die Beantwortung dieser Frage war von entscheidender Bedeutung.
Er mußte noch näher ran, um Gewißheit zu bekommen. Aus seiner gegenwärtigen Position waren die Sichtverhältnisse zu ungünstig.
Mike ließ sich auf die Knie nieder, verschmolz beinahe mit dem felseigenen Untergrund. Dann kroch er auf allen vieren weiter.
Noch etwa fünfzig Yards bis zu dem Seilkorral. Schon konnte Mike die Tiere deutlich hören – ihr Schnauben, ihr Grunzen, ihr unruhiges Hinundherbewegen. Schattenhaft hoben sie sich gegen den Feuerschein weiter im Hintergrund ab.
War er der Grund ihrer Unruhe?
Er kannte die Tiere nicht, wußte nichts über ihr Wesen, ihre Intelligenz, ihre Instinkte. Aber ihm war natürlich bekannt, daß viele irdische Tiere einen stark ausgeprägten Geruchssinn besaßen und äußerst nervös wurden, wenn sich ihnen ein Fremder näherte. Er konnte nur hoffen, daß die zentaurähnlichen Biester nicht in Panik gerieten und dadurch das ganze Lager rebellisch machten. Wenn das geschah, sanken seine Chancen auf den Nullpunkt.
Langsam kroch Mike noch näher heran.
Einen Augenblick später verharrte er abrupt.
Er sah eine menschliche Gestalt vor dem Seilkorral.
Verdammt, doch ein Wächter?
Mike hörte, wie der Krieger auf die Herde einsprach, mit tiefer, beruhigender Stimme. Kurz darauf ging er weiter. Aber nicht dorthin, wo die Lagerfeuer brannten, sondern um den Seilkorral herum. Allem Anschein nach handelte es sich also tatsächlich um einen Wachposten.
Beobachtend blieb Mike noch mehrere Minuten an derselben Stelle liegen. Zu seinem Mißvergnügen wurde er auf einen zweiten Barbaren aufmerksam, der ebenfalls den Seilkorral umrundete. Außer diesen beiden jedoch ließ sich niemand bei den Reittieren blicken.
Zwei Wächter also!
Mit denen müßte man fertig werden können, dachte Mike.

Er wartete noch ein paar Augenblicke. Dann kehrte er lautlos zu Crok zurück.

Ein paar Minuten später war er wieder auf dem Felsplateau.

***

»Aufwachen!«

Mike mußte keine massiven Weckmaßnahmen ergreifen. Damona schlug sofort die Augen auf. Leicht verschlafen sah sie Mike an.

»Was… ist los?«

»Ich weiß, wie wir hier wegkommen!«

Mikes Worte vertrieben den letzten Anflug von Schläfrigkeit, der noch in Damona steckte. Und auch Ygarrth war im Handumdrehen hellwach.

»Wie können wir das Plateau verlassen?« fragte er mit einer Stimme, die vor Spannung leicht zitterte.

»Ganz einfach«, sagte Mike. »Wir klauen den Barbaren vier Zentauren und hauen ab!«

»Du bist ein Phantast«, erwiderte der alte Mann und seufzte. »Und ich hatte schon gedacht, dir wäre tatsächlich eine Rettungsmöglichkeit eingefallen.«

»Du glaubst nicht, daß es geht?«

»Nein.«

»Natürlich geht es«, warf Timothy Miller ein, mit dem Mike schon vorher gesprochen hatte. »Sicher, es wird nicht einfach werden. Aber es ist unsere einzige Chance!«

»Und wie kommen wir hier vom Plateau runter?« fragte Ygarrth.

»Die Steilwand entlangklettern? Dabei fallen wir den Barbaren direkt ins Lagerfeuer.«

»Wir fliegen«, sagte Mike.

Der Magier schüttelte den Kopf. »Gyf kann nicht fliegen. Und Crok allein ist nicht in der Lage…«

»Doch«, unterbrach ihn Mike. »Wenn Crok uns einzeln transportiert, schafft er es. Es wird ihn die letzten Kräfte kosten, aber er traut es sich zu. Nicht wahr, Crok?«

»Ja«, krächzte der Harra.

Mike berichtete von seinem Erkundungsausflug und der Situation, die er im Lager vorgefunden hatte. Das beeindruckte Ygarrth sichtlich. Auch er gab seine Bedenken auf und erklärte sich mit dem Plan einverstanden. Nachdem Damona ihre Zustimmung ebenfalls bekundet hatte, stand dem Beginn der Aktion nichts mehr im Wege.

»Worauf warten wir noch?« fragte Timothy Miliar, dem alles nicht schnell genug gehen konnte.

Mike trat an den Abgrund heran und blickte ins Lager der Barbaren hinab.

Es war alles ruhig dort unten. Die Lage hatte sich sogar zum Vorteil entwickelt. Er konnte nur noch zwei Feuerstellen ausmachen, woraus geschlossen werden durfte, daß sich jetzt fast alle Barbaren zur Nachtruhe in ihre Zelte zurückgezogen hatten. Gute Voraussetzungen also für ein Gelingen des Unternehmens.

Ein surrendes Geräusch wurde hörbar.

Gedankenschnell sprang Mike zwei Schritte zurück.

Das rettete ihm wahrscheinlich das Leben. Ein Pfeil zischte dort vorbei, wo er noch soeben mit nach vorne gebeugtem Kopf gestanden hatte.

»Puh«, machte er und wischte sich einen Schweißtropfen von der Stirn.

Damona, die wenige Yards von ihm entfernt war, stieß einen erschreckten Schrei aus.

»Mike, ist dir etwas passiert?«

»Nein, alles in Ordnung.« Mike grinste verkniffen. »Da unten findet zwar der große Matratzenball statt, aber die Kerle, die nicht daran teilnehmen, sind verdammt wachsam.«

Timothy Miliar trat heran.

»Das kann ja nur gut für uns sein«, meinte er. »Solange sie der Ansicht sind, daß wir hier oben stecken, und ihre Aufmerksamkeit auf die Steilwand konzentrieren, kommen sie gar nicht auf andere Gedanken. Unter Garantie erwarten sie nicht, daß wir uns von einer ganz anderen Seite an sie heranmachen.«

»Da haben Sie vollkommen recht, Tim«, stimmte ihm Mike zu. »Es führt kein Weg daran vorbei – unsere Chancen steigen immer mehr.«

Alle wußten, daß seine hoffnungsvollen Worte reiner Zweckoptimismus waren. So ideal sahen die Dinge natürlich keineswegs aus.

Trotzdem konnte es nicht schaden, sich selbst Mut zuzusprechen.

Crok stand bereit, seine Transportaufgaben zu erledigen.

Der erste, der sich nach unten bringen ließ, was Mike Hunter selbst. Die anderen folgten einer nach dem anderen.

***

Sothoth lag bequem in der schwellenden Kissenlandschaft seines großen Wohnraums und tat sich an ein paar Coorlbeeren gütlich.

Aber sie wollten ihm nicht richtig schmecken. Er war ausgesprochen schlechter Laune. Zu sehr hatte er sich in der Sitzung des Hohen Rats von Zoron geärgert. Und auch jetzt noch, Stunden danach, wollte der Unmut nicht weichen.

Er griff nach der Schnur der Rufglocke und zog daran. Die Glocke gab einen durchdringenden Ton von sich.

Sofort wurde die Tür des Zimmers geöffnet. Ein Uunra erschien im

Rahmen.
»Du hast geläutet, Herr?«
Der Uunra verneigte sich so tief, daß er mit seinem mißgestalteten Schädel fast den marmornen Fußboden berührte.
»Schick mir Khlaak her«, befahl Sothoth. »Ich will ihn sehen – und zwar sofort!«
»Ja, Herr!«
Der Uunra verneigte sich abermals und verschwand dann so schnell wie er gekommen war.
Lange brauchte Sothoth nicht zu warten. Schon nach wenigen Minuten war Khlaak zur Stelle. Diensteifrig eilte er herbei und blieb in einer Haltung, in der sich auf seltene Weise Ergebenheit und Selbstbewußtsein mischten, vor seinem Herrn und Meister stehen.
»Setz dich, Khlaak«, sagte Sothoth und deutete auf ein freies Kissen.
Khlaak kam der Aufforderung nach. Er war ein dürrer Mann, der so aussah, als sei er eigentlich schon seit mehreren Wochen tot.
Auch sein von einer dünnen Haut überzogenes Gesicht ließ unwillkürlich an einen Leichnam denken. Allein seine tiefdunklen Augen, die ungemein hellwach in die Welt blickten, verrieten, daß er gar nicht ans Sterben dachte.
»Was kann ich für dich tun, Sothoth?« erkundigte er sich.
Sothoth war es gewohnt, mit »Herr« abgesprochen zu werden.
Aber das galt nur für die Uunra. Zoronen untereinander redeten sich mit ihren Namen an. Auch dann, wenn es erhebliche Rangunterschiede zwischen ihnen gab.
Klatschend schlug sich Sothoth mit der flachen Hand gegen seinen voluminösen Bauch.
»Hier sitzt es!« sagte er und verzog dabei den Mund.
»Wieder der Magen?« gab Khlaak mit mitfühlender Stimme zurück. »Ich werde gleich ein Mittel zubereiten…«
»Nein«, sagte Sothoth, »es ist nicht der Magen, der mir zu schaffen macht. Es ist der Zorn, der in meinen Eingeweiden bohrt. Mich verlangt nicht nach deinen ärztlichen, sondern nach deinen magischen Kenntnissen!«
»Ich höre, Sothoth«, erwiderte Khlaak und neigte erwartungsvoll den Kopf zur Seite.
»Ich hatte einen unerfreulichen Nachmittag«, sagte Sothoth. »In der Sitzung des Hohen Rats hatte Phlath die Stirn, mir öffentlich zu widersprechen.«
»Das ist mir bereits zu Ohren gekommen«, sagte der Turmzauberer und nickte.
»Du hast deine Ohren überall, was?«
Khlaak zuckte die Achseln. »Ein Mann in meiner Position kann nicht vermeiden, daß er viele Dinge hört, die er gar nicht hören will,

Sothoth.«

Sothoth ging nicht weiter auf diese tiefstapelnden Worte ein. Er wußte, was er von Khlaak zu halten hatte.

Jetzt aber ging es um Phlath, nicht um Khlaak.

»Phlath soll bereuen, daß er mich herausgefordert hat«, sagte er.

»Hexe ihm etwas Böses an!« Er lächelte. »Phlath bildet sich viel auf die Ebenmäßigkeit seiner Züge ein. Hexe ihm Geschwüre ins Gesicht!«

Khlaak überlegte kurz, nickte dann.

»Ja, das läßt sich machen. Wenn Phlaths Turmzauberer nicht auf der Hut ist und keinen Gegenzauber aufbaut…«

»Was denn«, sagte Sothoth unwirsch. »Ich denke, deine magischen Kräfte sind ohnegleichen in Zoron. Was kann dir ein Scharlatan wie Greegh entgegensetzen?«

»Nicht viel, in der Tat«, entgegnete Khlaak schnell.

Er erhob sich von seinem Kissen. »Ich eile, um meine Vorbereitungen zu treffen. Spätestens morgen um diese Zeit ist Phlaths Gesicht eine einzige schwärende Wunde.«

»Nein«, sagte Sothoth. »Ich will meine Rache jetzt!«

»Jetzt?«

»Sofort! Oder bist du nicht in der Lage, meinen Wunsch zu erfüllen, Khlaak?«

»Doch«, sagte der Turmzauberer zögernd. »Natürlich bin ich in der Lage dazu. Es ist nur…«

»Geheimnisse vor mir?«

»Nein.«

»Dann fang schon an! Ich will dabei zusehen, wie die Geschwüre Phlaths Gesicht verwüsten. Du hast doch deinen Spiegel bei dir?«

»Selbstverständlich.«

»Dann fang an!«

Sothoth lehnte sich in den Kissen zurück und leckte sich erwartungsvoll über die Lippen.

Einen Augenblick stand Khlaak wie unentschlossen da. Dann gab er sich einen Ruck. Er griff in eine der Taschen seines weitgeschnittenen, mit Ornamenten bestickten Umhangs und holte einen Spiegel heraus.

Der Spiegel war nicht groß, erreichte vielleicht gerade den Umfang einer großen Männerhand. Er bestand aus purem Silber und war am Rand mit kostbaren Steinen verziert, die wie dicke Blutstropfen aussahen, tatsächlich waren die Steine einst auch mit Blut geweiht worden.

Khlaak schloß für einen Augenblick die Augen, öffnete sie dann wieder. Ein ferner, entrückter Ausdruck lag jetzt darin. Seine beiden Daumen glitten über die Blutsteine des Spiegels, wobei sie eine ganz bestimmte Reihenfolge wieder und wieder durchgingen. Die Lippen des Turmzauberers murmelten Beschwörungsworte, die jedoch so leise

waren, daß Sothoth sie nicht verstehen konnte.
Sothoth wollte sie auch gar nicht verstehen. Zauberei interessierte ihn nur insoweit, als ihre Ergebnisse ihm Nutzen brachten. Die Methode an sich war ihm herzlich gleichgültig. Fast gelangweilt sah er zu, was Khlaak machte.
Nach einer gewissen Zeit wurde aus seiner Langweile allerdings etwas anderes: Ungeduld. Er hatte seinem Turmzauberer schon des öfteren bei der Arbeit mit dem Spiegel zugesehen und wußte, daß dieser eigentlich längst angefangen haben müßte, einen strahlenden Lichtschein von sich zu geben. Davon konnte jedoch keine Rede sein. Das Silber blieb stumpf.
Auch Khlaak selbst hatte natürlich längst bemerkt, daß bei seinen Bemühungen nicht viel herauskam. Ein paar Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn.
»Nun?« fragte Sothoth ungnädig.
Ihm war klar, daß er die Konzentration des Zauberers störte. Aber das kümmerte ihn jetzt nicht.
Khlaaks Gesicht verlor seinen entrückten Ausdruck. Er wischte sich mit einer fahrigen Bewegung den Schweiß von der Stirn.
»Ich… bekomme keinen Kontakt«, gab er zu.
»Wieso nicht?« fragte Sothoth scharf.
»Ich… weiß es nicht.«
Grimmig verzog der Herr des Turms den Mund. »Du weißt, daß ich unfähige Zauberer nicht ertragen kann. Frage deinen Vorgänger!«
Innerlich lachte er. Tatsächlich konnte Khlaak seinen Vorgänger nämlich nicht fragen, denn dieser war nach seinem letzten Versagen hingerichtet worden.
Khlaak schien seine Gedanken zu ahnen.
»Und wenn du mich töten läßt, Sothoth«, sagte er. »Dadurch ändert sich nichts.«
»Was ändert sich nicht?«
»Es ändert sich nichts an der Tatsache, daß jeder magische Funke in Zoron erloschen ist. Und ich verwette mein Leben, daß dir dies jeder andere Turmzauberer in der Stadt bestätigen kann. Auch meine Zunftbrüder dürften nicht in der Lage sein, Kontakt mit der magischen Dimension zu bekommen. Warum das so ist, weiß ich nicht. Ich erinnere mich allerdings daran, daß wir vor einiger Zeit schon einmal mit dieser rätselhaften Blockade zu tun gehabt haben.«
Auch Sothoth erinnerte sich daran. Diese Blockade hatte Khlaaks Vorgänger das Leben gekostet. Wohl zu unrecht, wie im später klargeworden war.
»Wie läßt sich diese… Blockade beseitigen?« wollte er von Khlaak wissen.
Der Zauberer machte eine vage Handbewegung. »Ich bin mir nicht

sicher, aber ich könnte mir schon vorstellen, daß es eine Möglichkeit gibt, den alten Zustand wieder herzustellen.«

»Und welche?«

»Ein Blutopfer!«

Sothoth zuckte mit keiner Wimper. »Warum nicht? Wir lassen eine Gruppe Uunra zusammentreiben und…«

»Mit Uunra wäre uns nicht gedient«, unterbrach ihn Khlaak. »Um die Blutgötter uns wieder wohlgesinnt zu stimmen, bedarf es schon eines erleseneren Opfers: Menschen!«

Sothoth schüttelte den Kopf. »Wir Zoranen sind nur wenige Hundert. Und wir müssen auf die Erhaltung unserer Rasse Wert legen. Ein Menschenopfer? Selbst ich könnte das beim Hohen Rat nicht durchsetzen.«

Khlaak lächelte. »Ich dachte nicht daran, den Göttern einen der unsrigen zu opfern. Aber halten sich nicht gegenwärtig drei junge Frauen aus einer anderen Welt in Zoron auf?«

Nach kurzem Überlegen nickte Sothoth.

»Warum nicht?« sagte er wieder. »Mein Sohn Phruug wird zwar nicht entzückt sein, seine blonde Gespielin zu verlieren. Aber wenn es denn sein muß…«

Diese Antwort hörte Khlaak gern.

***

»Schlage vor, wir beide machen das, Mike«, sagte Timothy Miliar.

»Ygarrth und Miß King bleiben hier und…«

Damona lachte leise auf. »Frauen gehören an den Kochtopf! Sonst kann man sie allerhöchstens noch im Bett gebrauchen, nicht wahr, Tim?«

Der junge Mann war sichtlich verlegen. »So habe ich das natürlich nicht gemeint. Ich dachte nur…«

»Schon gut, schon gut. Aber Sie können es mir glauben, mein Lieber – ich kann mir genauso gut helfen wie die meisten Männer, vielleicht sogar noch besser. Stimmt's Mike?«

Mike nickte.

Ygarrth drängte es nicht danach, an der Aktion Zentaurenklau ebenfalls aktiv teilzunehmen. Er war ein alter Mann, der sich nicht auf seine Körperkräfte, sondern auf die Magie verließ. Da er diese gegenwärtig jedoch nicht praktizieren konnte, stand er in einem möglichen Handgemenge von vornherein auf verlorenem Posten.

Außerdem hatte er bei den Auseinandersetzungen in seinem Haus einige Verletzungen abbekommen, die ihn zusätzlich schwächten.

Auch Mike hatte sich bei den Kämpfen im grünen Tal Ygarrths eine Wunde am Arm zugezogen. Zum Glück handelte es sich nur um einen Kratzer, der ihn kaum behinderte.

Während Ygarrth in sicherer Entfernung zurückblieb, schlugen Damona, Mike und Timothy Miliar den Weg zum Lager der Barbaren ein. Crok begleitete die drei. Der Harra flog in geringer Höhe mit langsamen Flügelschlägen vor ihnen her. Seine scharfen Raubvogelaugen und sein hervorragendes Gehör konnten unter Umständen überaus nützliche Dienste leisten.

Ohne Schwierigkeiten drangen sie weiter und weiter in die Schlucht ein.

Und bald tauchte vor ihnen das schwache Leuchten eines brennenden Feuers auf.

Timothy Miliar verhielt seinen Schritt.

Mike klopfte ihm auf die Schulter. »Kein Grund, Pause zu machen. Wir können noch ein ganzes Stück näher ran, bevor es kritisch wird.«

»Nä, wenn Sie meinen…« Der junge Mann setzte sich wieder in Bewegung.

Wenig später stieß Crok einen unterdrückten, aber unmißverständlichen Warnruf aus.

Jetzt blieb auch Mike wie angewurzelt stehen und kauerte sich nieder. Damona und Timothy Miliar folgten seinem Beispiel. Crok faltete die Flügel zusammen und landete lautlos auf dem Boden.

»Der Korral, von dem ich euch erzählt habe«, raunte Mike seinen Begleitern zu.

Trotz der ungünstigen Lichtverhältnisse wären die eingepferchten Reittiere der Barbaren schattenhaft zu erkennen. Und sie machten sich auch akustisch bemerkbar. Ihr Grunzen und Schnauben war deutlich zu vernehmen.

»Die Biester spüren, daß wir hier sind«, flüsterte Damona. Mike nickte. »Möglich! Aber solange es die Wachposten nicht auch wissen…«

Das schien nicht so. Nachdem die drei mehrere Minuten gewartet hatten, wurden die Konturen eines der Wächter sichtbar. Der Mann machte jedoch nicht halt, sondern ging weiter. Kurz darauf hatte ihn die Dunkelheit wieder verschluckt.

»Das ist die Chance«, zischte Mike. »Es wird ein Weilchen dauern, bis der zweite Wachposten zur Stelle ist. Wenn wir es in dieser Zeit schaffen… Los!«

Er griff nach seiner Mauser und machte sie schußbereit. Gleichzeitig huschte er in geduckter Haltung auf den Seilkorral zu! Damona und Timothy Miliar, die gar keine Gelegenheit bekommen hatten, etwas zu sagen, bemühten sich, den Anschluß nicht zu verlieren.

Dann standen sie alle drei vor dem Pferch. Die Reittiere waren ihnen zum Greifen nahe.

Eigenartige Tiere waren es, diese Zentauren. Aus allernächster Nähe wirkten sie noch grotesker als aus einiger Entfernung. Fast so groß wie

Pferde, nur etwas dicker und schwerfälliger. Sie hatten relativ kurze, stämmige Beine und ein struppiges Fell mit unverkennbarem Blauschimmer. Das Verrückteste an ihnen war jedoch ihr Schädel. Auf einem gedrungenen Hals saß ein runder Kopf, etwa so groß wie ein Fußball. Und dieser Kopf sah aus wie der eines Menschen. Allein der stumpfsinnige Ausdruck der Augen, die so dicht beieinander saßen, daß man sie beinahe für ein einziges halten konnte, deutete auf die Tiereigenschaft der Kreaturen hin.

Die Tiere im Korral, eine schier unübersehbare Masse von Leibern, waren sehr unruhig. Zwar hatten die meisten alle viere von sich gestreckt und lagen auf dem Boden. Aber es gab auch eine ganze Reihe unter ihnen, die standen oder hin und her trippelten wie nervöse Zirkuspferde.

Als die drei Menschen so unmittelbar vor ihnen auftauchten, wichen diejenigen, die ganz vorne standen, schreckhaft zurück. Dabei heulten sie auf, als hätte man sie mit der Peitsche geschlagen.

»Verdammte Viecher«, knurrte Mike. »Wollt ihr euch wohl ruhig verhalten?«

Aber obwohl er in der gälischen Sprache gesprochen hatte, die dem Dialekt auf Zynth und auch dem der Barbaren sehr ähnlich war, konnte er die Tiere nicht beruhigen.

»Und auf diesen wilden Biestern sollen wir reiten?« äußerte sich Timothy Miliar skeptisch.

»Sie können doch reiten, oder?«

»Natürlich, nur…«

»Na, also!«

Mike nahm die Pistole in die linke Hand und griff mit der anderen nach dem Fahrtenmesser, das er bei sich führte. Im nächsten Augenblick rückte er mit der Klinge dem horizontal gespannten Seil zu Leibe.

Die Tiere wurden immer unruhiger.

Wie ein Wilder säbelte Mike an dem Seil herum. Aber das Material, Leder wahrscheinlich, setzte dem Messer großen Widerstand entgegen. So leicht ließ es sich nicht durchtrennen.

»Was ist denn?« fragte Timothy Miliar ungeduldig.

Mike wollte eine unwirsche Antwort geben, kam jedoch gar nicht mehr dazu.

»Vorsicht«, zischte Damona, »da kommt einer!«

Sofort duckten sich die drei, machten sich so klein, wie es nur eben möglich war.

Dann sahen auch Mike und Miliar den Barbaren, der sich undeutlich vom noch dunkleren Hintergrund abhob.

»Wha-Mot, bist du das?« wurde die Stimme des näherkommenden Mannes hörbar.

Damona und ihre Freunde antworteten nicht, verhielten sich vollkommen still und reglos.

Nur noch etwa zehn Yards war der Barbar jetzt entfernt. Sein Argwohn war zweifellos geweckt, aber er schien die Eindringlinge noch nicht ausgemacht zu haben.

Dann auf einmal blieb der Mann jedoch abrupt stehen. Er hatte sie gesehen!

Timothy Miliar zeigte, daß er ein fixer Bursche war. Er federte hoch und stürmte auf den Barbaren los. Mit vorgestreckten Händen sprang er den Mann an.

Dieser war vollkommen überrascht, brauchte einen Augenblick, um seine Schrecksekunde zu überwinden. Diese kurze Zeitspanne nutzte Miliar, um seinem Gegner an die Gurgel zu gehen. Beide Männer stürzten zu Boden.

Die Zentauren heulten wie Feuerwehrsirenen.

Mike säbelte weiter an dem Korralseil herum. Damona huschte zu Timothy Miliar hinüber, um den jungen Mann gegebenenfalls unterstützen zu können.

Und diese Unterstützung konnte Miliar brauchen. Er bekam Schwierigkeiten mit seinem Gegner. Zwar hatte er den Barbaren am Hals gepackt und hielt ihn im Würgegriff. Aber der andere war ein starker, kampferprobter Mann. Er wehrte sich wie ein wildes Tier und bediente sich damit einer Kampfesweise, die mit Fairplay verdammt wenig zu tun hatte. Er hatte eine Hand in Millars Haare gekrallt und riß daran mit aller Kraft.

Timothy Millars Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Ob er wollte oder nicht, er mußte seinen Klammergriff lockern.

Der Barbar, dem der Atem schon etwas knapp geworden war, bekam wieder Luft. Gellend brüllte er los.

Damona zuckte zusammen. Der Schrei des Mannes war laut, lauter noch als die Töne der Reittiere. Wie ein Alarmsignal breitete er sich im Lager der Barbaren aus.

Sie machte noch zwei schnelle Schritte und war dann bei den beiden Männern. Kurz entschlossen packte sie die Hand des Kriegers und bog sie zurück.

Aufstöhnend ließ der Mann Millars blonde Haare los, der dadurch sofort wieder die Oberhand über seinen Gegner gewann. Bevor der Krieger einen abermaligen Alarmschrei ausstoßen konnte, drückte Miliar seinen Kopf hart nach unten. Es gab ein dumpfes Geräusch, als der Hinterkopf des Barbaren unsanfte Bekanntschaft mit dem felsigen Untergrund schloß. Der Mann gab keinen Muckser mehr von sich. Er hatte das Bewußtsein verloren.

Zu spät jedoch, wie es schien. Sein gellendes Geschrei hatte die Wirkung nicht verfehlt.

Auf der anderen Seite des Korrals, dort wo die Zelte der Barbaren standen, wurde es lebhaft. Stimmen flogen hin und her, Feuerschein loderte hoch.

»Gleich ist hier der Teufel los«, prophezeite Damona. Sie lief wieder zu Mike hinüber, gefolgt von Miliar.

Mike war es inzwischen gelungen, die Seilsperre zu durchtrennen.

Der Zugang zum Korral war frei.

Befürchtungen, daß die Zentauren jetzt wie eine Rinderherde in Stampede ins Freie stürzen würden, bewahrheiteten sich nicht. Ganz das Gegenteil war der Fall. Die vorne stehenden Tiere wichen weiter und weiter ins Innere des Korrals zurück. Dabei heulten sie wie die Schloßhunde.

»Die Biester haben mehr Angst als Vaterlandsliebe«, stellte Mike fest.

»Das kann doch für uns nur gut sein«, erwiderte Damona. »Los, schnappen wir uns ein paar von ihnen!«

»Yeah!«

Mit schnellen Schritten traten Damona; und Mike in den Korral hinein. Die Zentauren versuchten hektisch, sich noch weiter zurückzuziehen. Aber die Enge, die im Pferch herrschte, verhinderte dies.

Die Reittiere standen sich selbst im Weg.

Entschlossen griff Mike zu und packte eins der Tiere an der struppigen Mähne. Dabei hatte er unwillkürlich das alberne Gefühl, einer alten Frau an den Haaren zu reißen.

»Komm, mein Tierchen«, sagte er beschwörend. »Papi hat ‘ne große Tüte Chappi zu Hause.«

Das Tier leistete keinen Widerstand, stand nur zitternd da und blickte Mike aus nicht allzu intelligenten Augen furchtsam an.

Mike zog leicht an der Mähne. Mit Erfolg! Der Zentaur setzte sich zögernd in Bewegung.

»Na also«, sagte er befriedigt.

Damona hatte inzwischen ebenfalls nach einem der Reittiere gegriffen. Auch sie hatte dabei keinerlei Schwierigkeiten zu überwinden. Das verschüchterte Tier ließ sich von ihr führen.

Es wurde höchste Zeit. Aus dem Lager drangen Rufe herüber – fragende Rufe. Und es wurden Schrittgeräusche, die rasch näher kamen, laut.

»Tim«, zischte Mike, »wo zum Teufel bleiben Sie eigentlich?« Er konnte den jungen Mann nicht sehen.

»Komm schon«, antwortete Miliar aus dem Dunkeln. »Mir war so, als hätte ich jemanden… Oh, verflucht!«

Mike konnte ihn jetzt ausmachen. Und nicht nur ihn. Da war plötzlich noch ein zweiter Mann, der ihn von hinten angesprungen und zu Boden geworfen hatte.

Der zweite Wachposten! schoß es ihm durch den Kopf.

Blankes Metall blinkte undeutlich im schwachen licht. Timothy Miliar gab einen Ton des Entsetzens von sich.

Mike und Damona hielten den Atem an. Sie waren zu weit von ihrem Freund entfernt, um sofort eingreifen zu könne. Sie hatten keine Möglichkeit, Miliar zu helfen.

Aber jemand anders griff ein.

Crok!

Von Sekundenbruchteil zu Sekundenbruchteil war er da, stürzte sich von oben auf den Barbaren, der Timothy Miliar gerade mit seinem Schwert niedermachen wollte. Seine scharfen Krallen bohrten sich in den Waffenarm des Kriegers und rissen ihn zurück.

Der Barbar stieß einen wilden Schmerzensschrei aus und ließ das Schwert fallen.

Timothy Miliar nutzte seine Chance sofort. Im Nu hatte er den Gegner von sich weggestoßen. Blitzschnell griff er nach dem auf dem Boden liegenden Schwert und packte es. Mit der flachen Seite schlug er zu. Er traf den Barbaren seitlich am Kopf, der augenblicklich das Bewußtsein verlor.

Damona und Mike atmeten auf. Das wäre beinahe schiefgegangen.

Wenn Crok nicht gewesen wäre…

Der Schrei, den der Barbar ausgestoßen hatte, blieb nicht ohne Nachspiel. Die anderen Krieger hatten ihn selbstverständlich gehört und wußten jetzt, wo etwas nicht in Ordnung war. Schattenhafte Gestalten kamen herbeigelaufen, allerdings noch durch die Zentauren im Korral von Damona und ihren Freunden getrennt.

Mike griff noch nach einem zweiten Tier, das für den zurückgebliebenen Ygarrth gebraucht wurde.

»Los, Tim«, rief er halblaut, »machen Sie endlich, daß Sie eins von den Biestern unter den Hintern kriegen!«

Er ging mit gutem Beispiel voran und schwang sich auf den kurzen Rücken des Zentauren, den er sich zuerst gegriffen hatte. Die Mähne des anderen ließ er dabei nicht los.

Das Tier ließ sich das Aufsitzen ohne Bocken oder sonstige Gegenwehr gefallen. Auch ohne Satteldecke, wie sie die Barbaren zu verwenden pflegten, saß Mike ziemlich sicher. Und das wollte für einen Großstadtmenschen wie ihn, der nur sehr selten Gelegenheit zum Reiten bekam, schon einiges heißen. Die Zentauren waren ideale Reittiere auch für Leute, die nicht so geübt waren.

Damona hatte nicht lange gezögert und sich gleichfalls beritten gemacht. Und auch Timothy Miliar kletterte in diesem Augenblick auf eins der Tiere.

Dann tauchten die ersten Barbaren im Korral auf. Sie waren nur noch wenige Körperlängen entfernt. Ihre Wutschreie steigerten sich immer

mehr. Langsam begriffen sie, was gespielt wurde.

Zum Glück war es zu dunkel, als daß sie von Pfeil und Bogen Gebrauch machen konnten. Aber die Kurzschwerter, die sie in den Händen hielten, konnten den Pferdedieben kaum weniger gefährlich werden.

»Ab!« kommandierte Mike.

Dann hieb er seinem Zentauren die Fersen in die Weichen. Mit einer Art Bocksprung setzte sich das Tier in Bewegung. Damonas und Timothy Millars Zentauren folgten.

Bevor die Barbaren die Verfolgung aufnehmen konnten, hatten die drei Flüchtenden, geleitet von dem voranfliegenden Crok, einen wertvollen Vorsprung herausgearbeitet.

***

In wilder Hast jagten Damona und ihre Freunde dahin.

Es war ein halsbrecherisches Unternehmen. Der unebene Boden, unvermutet im Weg liegende Felsbrocken und die Dunkelheit machten den Flüchtenden schwer zu schaffen. Die entwendeten Reittiere erwiesen sich zwar in keiner Weise als störrisch und taten auch alles, was in ihrer Macht stand. Aber sie gerieten doch immer wieder ins Stolpern und hätten ihre Reiter mehrmals beinahe abgeworfen.

Wenn Crok mit seinen scharfen Augen ihnen nicht den jeweils gangbarsten Weg gewiesen hätte, wäre ihre Flucht sehr schnell beendet gewesen.

Auch Ygarrth war inzwischen mit von der Partie. Der alte Mann fühlte sich auf dem Rücken seines Zentauren äußerst unwohl. In Zynth gab es keine Pferde oder andere Tiere, auf denen man reiten konnte. Deshalb hatte Ygarrth auch keinerlei Übung.

Und es war keine Frage, daß die Verfolger aufgeholt hatten. Sie waren auf dem Rücken der Zentauren zu Hause, waren als Reitervolk regelrecht mit ihren Tieren verwachsen. Allein die Schwierigkeiten des Geländes hatten bisher noch verhindert, daß sie zu den Flüchtenden aufschlossen.

»Wir müssen uns etwas einfallen lassen«, keuchte Mike. »Anderenfalls haben sie uns in ein paar Minuten gestellt.«

Die heiseren Schreie der Verfolgermeute, die deutlich zu hören waren, gingen ihm an die Nerven.

»Warum machen Sie nicht ein kleines Feuerwerk mit Ihrer Kanone?« schlug Timothy Miliar vor. »Vielleicht können wir die Kerle dadurch auf Distanz halten.«

»Sinnlose Munitionsvergeudung. Bei den herrschenden Lichtverhältnissen trifft man keinen Möbelwagen. Außerdem heiße ich Mike Hunter und nicht John Wayne.«

Damona griff seine Worte auf.

»John Wayne«, wiederholte sie. »Der alte Westernheld bringt mich auf einen Gedanken.«
»Und welchen?«
»Warum machen wir es nicht wie die Helden im Wilden Westen? Wenn die von einer Verfolgermeute gehetzt werden, verstecken sie sich hinter einem Felsen, und die Verfolger…«
»… reiten stumpfsinnig an ihnen vorbei«, ergänzte Mike.
»Genau das meine ich!«
Mike lachte unfroh auf. »Das geht vielleicht im Film. Aber in der Realität…«
»Nicht schlecht die Idee«, schaltete sich Ygarrth ein, der wie ein Häufchen Unglück auf seinem Zentauren hockte und sich kaum oben halten konnte. »Unsere einzige Chance ist die Barbaren zu überlisten. Sonst holen sie uns unweigerlich ein. Ja, wir sollten uns wirklich irgendwo verstecken und sie dadurch hinters Licht führen.«
Wieder lachte Mike. »Schade daß du nicht in unserer Welt lebst, Ygarrth. Du hättest Karriere machen können – als Drehbuchautor in Hollywood.«
»Wie?«
Natürlich verstand der alte Mann kein Wort. In Zynth hatte man das Fotografieren und Filmen noch nicht erfunden.
Je mehr Mike jedoch über Damonas Vorschlag nachdachte, desto akzeptabler erschien er ihm. Die Verfolger kamen immer näher heran. Und wenn nicht sehr schnell etwas geschah, dann waren sie alle vier geliefert.
»Okay«, sagte Mike nach einer kurzen Weile, »versuchen wir es also. Ygarrth, sag Crok Bescheid! Unser gefiedeter Freund soll mal nach einem geeigneten Versteck Ausschau halten.«
»Sofort!«
Der alte Mann stieß einen Pfiff aus. Der Harra war in Sekundenschnelle bei ihm. Dann machte ihm Ygarrth krächzend und zirpend klar, um was es ging.
Wieder einmal hatten die Freunde Gelegenheit, die erstaunliche Intelligenz des Vogels zu bewundern. Crok begriff auf Anhieb, was er tun sollte. Und er schien sogar sehr erfreut über die Absichten seiner menschlichen Begleiter zu sein. Je früher er der Sorge um sie enthoben war, desto eher konnte er zu seinem verletzten Vogelbruder Gyf zurückkehren, den er eigentlich nur widerwillig auf dem Felsplateau allein gelassen hatte.
Crok tauchte in der Dunkelheit unter.
Damona und ihre Freunde ritten unterdessen weiter. Noch war von den Barbaren nichts zu sehen. Aber ihre Anfeuerungsrufe wurden immer deutlicher hörbar. Ein paar hundert Yards mochten sie noch entfernt sein, mehr vermutlich nicht.

Es dauerte nicht lange, dann kehrte der Harra zurück. Dicht über Ygarrth fliegend, gesellte er sich wieder zu den Flüchtenden.

Mike lenkte seinen Zentauren neben Ygarrth, um mitzuhören, was der Harra sagte.

»Höhle«, stieß Crok hervor, »enger Zugang, ganz versteckt zwischen Felsen.«

»Wie weit?« fragte der Magier.

»Nicht weit – gleich!«

»Dann führe uns hin«, sagte Mike kurz entschlossen.

Der Harra übernahm wieder die Spitze.

Bis jetzt war der Weg über halbwegs ebenen Boden gegangen.

Mike vermutete, daß es sich um ein ehemaliges, längst ausgetrocknetes Flußbett handelte, von dem nur noch Geröll zurückgeblieben war. Nun leitete Crok die Flüchtenden einen leicht ansteigenden Abhang hoch, der den Zentauren einige Schwierigkeiten bereitete.

Ihre Füße fanden auf dem ziemlich glatten Fels keinen richtigen Halt. Sie drohten abzurutschen und nach hinten überzukippen.

Zum Glück besaßen die Tiere ein ausgezeichnetes Balancegefühl.

Es gelang ihnen, einen Sturz zu vermeiden.

Von Ygarrth konnte man das nicht unbedingt sagen. Der alte Mann wäre beinahe rückwärts von seinem Zentauren gefallen. Mike erkannte das gerade noch rechtzeitig. Er packte reaktionsschnell zu und stützte den Magier.

»Fliegen ist einfacher, was?« scherzte er.

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte Ygarrth ächzend. »Diese Viecher müssen die Mächte der Finsternis geschaffen haben!«

Dieser Ansicht konnte sich Mike nicht anschließen. Nur zu gut wußte er, daß sie ohne die Zentauren längst erledigt gewesen wären.

»Hier!« krächzte Crok.

Selbst im schwachen Mondlicht war der Spalt zwischen den Felsen recht gut auszumachen. Er war nicht sehr breit, aber doch breit genug um die Zentauren hindurchtreten zu lassen.

Es war jetzt keine Zeit mehr zu verlieren. Die Verfolger waren inzwischen so nahe herangekommen, daß man das Trappeln ihrer Reittiere nicht überhören konnte.

»Los, rein in das Loch!« zischte Mike.

Er selbst machte den Anfang, lenkte seinen Zentauren auf den dunklen Spalt zu.

Das Tier sträubte sich zuerst. Aber als Mike ein bißchen energisch wurde, gab es seinen Widerstand auf und ließ sich in den Spalt hineindirigieren. Mike mußte die Beine eng an den Körper des Zentauren legen, um nicht abgestreift zu werden.

Ein paar Augenblicke später hatten sich auch Damona, Ygarrth und

als letzter Timothy Miliar zwischen den Felsen hindurchgezwängt.

Crok hatte sie richtig informiert. Sie befanden sich in der Tat in einer Art Höhle, die auch von oben fast vollkommen geschlossen war.

In der Decke klaffte lediglich ein etwa handbreiter Riß, durch den man den Mond sehen konnte. Rückwärtig und seitlich war das Felsenloch lückenlos geschlossen.

Timothy Miliar atmete befreit auf. »Na, Gott sei…«

»Still!« sagte Damona flüsternd.

Ihr Flüstern hatte einen guten Grund.

Die Barbaren kamen…

Es war ein ganzer Pulk von Reitern, die jetzt in geringer Entfernung vom Höhleneingang auftauchten. Schattenhaft hoben sie sich von ihrer Umgebung ab.

Würden sie vorbeireiten?

Mike ertappte sich dabei, daß er beide Daumen drückte, um seinen Wunsch zu unterstützen.

Es sah ganz danach aus, als ob die Flüchtlinge tatsächlich Glück haben sollten. Ein Teil der Reiter – es waren mindestens zwanzig, eher noch mehr – war bereits vorbei. Die Krieger ahnten nicht, daß ihre Opfer zum Greifen nahe waren.

Weitere Barbaren passierten, folgten weiter dem ausgewaschenen Flußbett. Sekunden später hatte auch der letzte den Höhleneingang hinter sich gelassen.

Dann passierte es doch…

Ygarrths Zentaur ließ auf einmal einen schrillen, durchdringenden Heulton vom Stapel.

Und dieses Heulen hätte selbst ein Tauber gehört. Ruckartig brachten die Barbaren ihre Reittiere zum Stehen.

»Shit!« sagte Mike Hunter aus tiefstem Herzen.

***

Wie gewohnt hatte Mary-Ann Murchison längere Zeit nicht einschlafen können. Die Furcht, daß dieses Scheusal Phruug nach ihr schicken würde, um sie in sein Bett zu holen, veranlaßte sie, sich ruhelos hin und her zu wälzen. Schließlich aber gewann die Müdigkeit doch die Überhand. Wie es schien, ließ der Sohn des Turmherrn sie in dieser Nacht mal in Ruhe. Sie sank in einen Schlaf, in dem ein Alptraum den anderen jagte. Allerdings waren diese Alpträume im Grund genommen auch nicht schrecklicher als die Wirklichkeit.

Mary-Ann wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte, als sie plötzlich hochfuhr.

Greller Lichtschein stach ihr in die Augen. Geblendet ließ sie die Lider nach unten sinken.

Im nächsten Augenblick wurde sie roh an der Schulter gepackt und

unsanft gerüttelt.
»Steh auf, du!« sagte einer der beiden Uunras, die mit einer Fackel neben ihrem Lager standen.
Phruug! schoß es dem Mädchen durch den Kopf. O nein, nicht schon wieder!
Aber ihr innerliches Flehen half natürlich nichts. Selbst wenn sie ihre Qual in Worte gefaßt hätte, wäre dies ohne jede Wirkung geblieben. Die Uunra waren gegen menschliches Leid vollkommen immun. Sie führten ihre Befehle aus, sonst nichts.
Resigniert schlug sie die Decke zurück und erhob sich von ihrem Lager. Sie trug ein einteiliges, flauschiges Nachtgewand, das sie jetzt vor der Brust zuband. Aber dies war eigentlich nur eine leere Geste.
Die Uunra interessierten sich nicht für ihre weiblichen Reize. Und der Sohn des Turmherrn würde ihr das Gewand in hemmungsloser Gier ohnehin gleich vom Leib fetzen.
Sie schlüpfte in ein paar flache Schuhe und folgte dann den Faltenköpfigen, die bereits zur Tür gegangen waren.
Phruugs Schlafraum lag zwei Stockwerke tiefer als ihr eigener.
Automatisch wollte Mary-Ann ihre Schritte schon zu der abwärts führenden Treppe lenken. Aber der Uunra mit der Fackel hinderte sie daran.
»Hier entlang«, schnarrte er kehlig und deutete auf die Stufen, die nach oben strebten.
Mary-Ann war überrascht.
Nach oben?
War es nicht Phruug gewesen, der nach ihr geschickt hatte? Sothoth vielleicht? Nein, auch dessen Räume befanden sich in einem der etwas weiter unten liegenden Geschosse. Aber es lebten natürlich noch eine ganze Reihe von anderen Zoronen in diesem Turm.
Vielleicht war sie in dieser Nacht für einen von diesen bestimmt.
Eine Sklavin, wie sie es war, hatte da gar keine Wahl.
»Komm schon!« kommandierte der Uunra, der langsam ungeduldig wurde.
Ergeben schritt Mary-Ann in die Richtung, die ihr die beiden Faltenköpfigen vorschrieben, und schickte sich an, die steinernen Treppenstufen zu betreten.
Der Turm, ein Wahrzeichen zoronischer Macht, das die Uunra in unermüdlicher Fronarbeit errichtet hatten, war hoch, sehr hoch sogar. Im heimischen Blairgowrie gab es Gebäude dieser Größenordnung nicht. Man hätte schon nach Edinburgh oder Glasgow gehen müssen, um höhenmäßig etwas Vergleichbares zu finden. Mary-Ann wußte es nicht genau, aber sie schätzte, daß die zoronischen Türme bis zu dreißig Stockwerke aufwiesen, deren Grundfläche immer kleiner wurde, je höher man nach oben kam.

Jetzt ging es sehr hoch hinaus. Wie es schien, lag das Ziel des Marschs ganz oben auf der Dachterrasse, die Mary-Ann bisher nur ein einziges Mal betreten hatte. Was sie da oben sollte? Sie hatte nicht die geringste Ahnung.

Nein, es ging doch nicht bis hoch zur Terrasse. Ein Stockwerk darunter forderten die Uunra sie zum Stehenbleiben auf. Anschließend führten sie sie einen schmalen Gang entlang, an dessen Ende eine Tür lag. Einer der Faltenköpfigen öffnete die Tür und stieß sie hindurch. Dann schloß er die Tür wieder hinter sich ab und ließ sie allein.

Mary-Ann fand sich in einem kahlen Raum wieder, dessen gesamtes Mobiliar aus einer einzigen gedrungenen Sitzbank bestand. Achselzuckend ließ sie sich darauf nieder.

Dann wartete sie. Auf was? Sie hatte noch immer nicht den geringsten Anhaltspunkt.

Die Zeit verging. Eine Stunde, vielleicht noch mehr. Mary-Ann wußte es nicht genau, und es spielte im Grunde genommen auch keine Rolle.

Schließlich öffnete sich die Tür wieder. Zwei Faltenköpfige standen im Rahmen.

»Komm!«

Mary-Ann stand auf, trat nach draußen. Jetzt würde sie wohl erfahren, was man mit ihr vorhatte.

»Nach oben«, wies sie einer der Uunra an, als sie wieder an der Treppe stand.

Also doch, sagte Mary-Ann zu sich selbst, als sie den Fuß auf die Treppenstufen setzte.

Sie hörte Stimmen von oben, die Stimmen von mehreren Männern.

Darunter auch die Sothoths und Phruugs, wie sie mit einer gewissen Atembeklemmung feststellte.

Dann war sie oben und wurde gleich auf die von einem brusthohen Geländer gesäumte Dachterrasse hinausgeführt.

Ja, da standen Sothoth, Phruug, einige andere Zoronen und im Hintergrund auch ein paar Uunra.

Und da standen noch zwei Personen, die Mary-Ann schon seit einiger Zeit nicht mehr gesehen hatte: ihre Leidensgefährtinnen Grace Pamble und Agnetha Svenson.

»Grace, Agnetha!« rief Mary-Ann und eilte sofort mit ausgebreiteten Armen auf die beiden jungen Frauen zu.

Im stillen hatte sie schon damit gerechnet, ihre Freundinnen aus Blairgowrie nie wieder zu Gesicht zu bekommen. Ja, sie hatte nicht einmal gewußt, ob die beiden überhaupt noch lebten. Um so mehr freute sie sich jetzt, sie in die Arme schließen zu können.

Die Freude war gegenseitig, zumindest was Agnetha anging. Die schwarzhaarige Grace lächelte sie nur müde an. Mary-Ann nahm ihr das aber nicht weiter übel. Grace war schon während der Schiffsfahrt

nach Zoron in eine tiefe Depression verfallen. Und es war sicherlich nicht verwunderlich, daß sich diese Depressionen inzwischen noch mehr verstärkt hatte.

Mary-Ann und Agnetha hätten sich viel zu erzählen gehabt. Aber dazu ließen es die Zoronen nicht kommen. Einer von ihnen, ein langer, dürrer Mensch, der wie der Tod selbst aussah, trat zwischen sie und trennte sie voneinander.

»Wir haben Besseres zu tun, als uns euer Weibergeschwätz anzuhören«, sagte er unfreundlich.

»So, was denn?« wollte Agnetha Svenson wissen. »Eine kleine Sexorgie im Mondenschein?«

Der dürre Mann antwortete nicht, klatschte Agnetha Svenson nur brutal seine Hand ins Gesicht. Und keiner der anderen Zoronen erhob ein Wort des Protestes.

»Dreckskerle«, murmelte Agnetha. Aber sie sagte es so leise, daß es keiner der Männer verstehen konnte. Sie wollte nicht noch weiter gezüchtigt werden.

Aber wie es aussah, blühte allen drei Mädchen nicht viel Besseres.

Der dürre Mann winkte ein paar der abwartend dastehenden Uunra herbei. Die Faltenköpfigen beeilten sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Sie kamen.

Mary-Ann Murchison erkannte im Fackellicht, daß sie Stricke in den Händen hielten. Und ehe sie die Bedeutung dieser Stricke richtig erfaßt hatte, spürte sie schon, wie ihre Hände gepackt und auf dem Rücken zusammengebunden wurden. Grace Pamble und Agnetha Svenson erging es nicht anders.

»Was… soll das?« fragte Agnetha erregt. Aber sie bekam natürlich keine Antwort.

Wieder stieß der dürre Mann einen Befehl aus. Sofort drängelten die Faltenköpfigen die gefesselten Mädchen zur Breitseite der Terrasse. Die herumstehenden Zoronen wichen zur Seite und gaben dadurch den Blick auf einen seltsam geformten, breiten Holzblock frei, der dort stand.

Ein würgendes Gefühl stieg in Mary-Ann Murchions Kehle auf.

Sie wußte noch nicht, was hier gespielt wurde. Aber sie hatte auf einmal eine schreckliche Angst.

Todesangst!

Und diese Angst war nur allzu berechtigt…

Ein paar Augenblicke später sah sie sich und ihre beiden Leidensgefährtinnen an dem Holzblock festgebunden, nicht nur mit den Händen, sondern auch mit den Füßen. Sie war kaum in der Lage, sich zu bewegen, geschweige denn etwas gegen ihre Situation zu tun.

Phruug trat vor sie hin und ließ seine schmierigen Hände über ihren Körper gleiten, den die Uunra inzwischen von jeder Kleidung befreit

hatten.

»Schade«, sagte er leicht heiser. »Du hättest mir noch sehr viel Freude bereiten können!«

Dann trat er zu seinem Vater und den anderen Zoronen zurück.

Nur der dürre Mann stand jetzt noch vor den drei Mädchen.

Der Totenköpfige verschränkte die Arme vor der Brust und blickte zum Mond empor. Fast eine Minute lang stand er so da, mit starrem Gesichtsausdruck und fanatisch glänzenden Augen. Seine Lippen murmelten unverständliche Worte.

Dann gab er seine Pose auf und machte eine kurze Bewegung. Ein langes Messer lag in seiner Hand.

Mary-Ann Murchison schrie gellend auf, als er mit erhobenem Messer auf sie zutrat.

***

»Zur Seite!« kommandierte Mike Hunter laut.

Wie Damona, Ygarrth und Timothy Miliar saß er noch auf dem Rücken seines Zentauren. Er befolgte sein Kommando als erster und riß das Tier vom Höhleneingang weg.

Damona und der Magier begriffen sofort, was er meinte. Auch sie lenkten ihre Zentauren zur Seite. Timothy Miliar hingegen hatte in seinem Leben offenbar noch nicht allzu viele Wildwestfilme gesehen. Er zögerte.

Und das rächte sich schon im nächsten Augenblick…

Surrende Geräusche wurden hörbar, gefolgt von einem mehrfachen Klatschen.

Millars Zentaur heulte in tiefem Schmerz auf, sackte unter seinem Reiter zusammen.

Timothy Miliar schaffte es gerade noch runterzuspringen, bevor er unter dem Tier begraben wurde.

Er fluchte erbittert, während er sich ebenfalls in einen toten Winkel flüchtete.

»Na klar, daran hätte ich denken sollen. War ja wohl vorauszusehen, daß die Kerle sofort mit ihren Pfeilen in die Höhle hineinschie- ßen würden.«

»Späte Erkenntnis ist besser als gar keine Erkenntnis«, murmelte Mike.

Er ließ sich vom Rücken seines Zentauren gleiten und griff gleichzeitig nach seiner Pistole. Dann hob er die Waffe und jagte einige Schüsse durch den Eingangsspalt nach draußen.

Das Krachen der Schüsse war mörderisch. Die dicht stehenden Felswände warfen das Echo verstärkt zurück. Damona und ihren Freunden platzte fast das Trommelfell. Aber was sein mußte, daß mußte sein. Die Barbaren vor der Höhle mußten wissen, daß es

tödlich für sie war, wenn sie versuchten, das Versteck zu stürmen.

Ein solcher Angriff fand auch nicht statt. Es flogen noch einige aufs Geratewohl abgegebene Pfeile ins Innere, die jedoch keinen Schaden anrichten konnten und harmlos auf den Boden fielen. Dann hörte der Beschuß auf. Die Barbaren fingen an zu palavern, wie die Eingeschlossenen deutlich hören konnten.

Mike ließ die Pistole sinken, griff statt dessen nach seiner Taschenlampe. Er riskierte es, den Lichtkegel ein paarmal aufblitzen zu lassen.

Die Höhle war nicht groß, mochte einen Durchmesser von ungefähr fünf bis sechs Yards haben. Und es gab nur einen einzigen Zugang: den, durch den Damona und ihre Freunde hereingekommen waren und vor dem jetzt die Barbaren lauerten.

Mike löschte die Lampe wieder.

»Sieht so aus, als ob wir uns in unserer eigenen Schlinge gefangen haben«, meinte er bitter.

Diesen Worten konnten die anderen nur zustimmen. Keiner von ihnen kam auf den Gedanken, Crok die Schuld an ihrer Situation zu geben. Das Versteck, das er ausgesucht hatte, war im Grunde genommen ja auch gar nicht schlecht. Wenn Ygarrths Zentaur nicht so verräterisch aufgeheult hätte, wäre die List vielleicht auch von Erfolg gekrönt worden. So jedoch…

»Hier kommen wir mit Sicherheit nicht mehr raus«, sagte Timothy Miliar düster. »Auf dem Felsplateau konnten uns die Halsabschneider letzten Endes nur aushungern. Hier aber haben sie noch ganz andere Möglichkeiten. Wenn es hell wird und sie konzentriert angreifen… Mit einer Pistole können wir uns bestimmt nicht lange verteidigen.«

»Und jetzt haben wir auch keinen Crok mehr, der uns wegtransportieren könnte«, fügte Damona hinzu.

Der Harra hatte nicht mit in der Höhle Zuflucht gesucht, sondern war draußen geblieben. Aber auch wenn er dagewesen wäre, hätte er nichts machen können. Die Barbaren hatten den Höhleneingang sicher unter Kontrolle. Auch durch die Luft wäre eine Flucht vollkommen unmöglich gewesen.

Es dauerte nicht mehr lange, dann gaben die Krieger ihre abwartende Haltung auf und wurden wieder aktiv. Ihr Rumoren gab zu allerlei Befürchtungen Anlaß.

Und diese Befürchtungen waren nur allzu berechtigt.

Plötzlich flackerte unmittelbar vor dem Eingang heller Feuerschein auf. Beißender Brandgeruch machte sich bemerkbar. Wenig später drangen übel stinkende Qualmwolken ins Innere der Höhle.

»Natürlich«, murmelte Mike. »An Ausräuchern hatten wir bisher noch gar nicht gedacht.«

»Verdammt«, knurrte Timothy Miliar, »wo haben die Kerle nur so

schnell das nötige Holz hergekriegt? In dieser Felswüste wachsen doch überhaupt keine Bäume!«

»Es muß nicht immer Holz sein, was brennt. Ich habe mir sagen lassen, daß getrockneter Dung…«

Mike sprach nicht weiter.

Er hatte genug damit zu tun, gegen den ersten Hustenanfall anzukämpfen, der in seiner Kehle aufstieg.

Und den drei anderen ging es nicht viel besser.

***

»Ergeben… wir … uns«, sagte Timothy Miliar, nach Luft schnappend. »Vielleicht machen sie es gnädig und spicken uns nur mit einer Handvoll Pfeile.«

Damona widersprach sofort.

»Strecken Sie die Waffen, wenn Sie wollen«, erwiderte sie. »Ihnen und Mike droht wahrscheinlich wirklich nur ein schneller Tod. Mir und Ygarrth jedoch…«

»Verstehe«, nickte Miliar. »Sie fürchten, daß der Zauberer der Barbaren wieder versuchen wird, Sie den finsteren Mächten Untertan zu machen.«

»Ja, genau das wird geschehen«, bestätigte Damona. »Habe ich recht, Ygarrth?«

»Ohne jeden Zweifel«, antwortete der alte Mann. »Und bevor ich es nochmals dazu kommen lasse, ersticke ich lieber.«

Er hustete zum Gotteserbarmen. Die ganze Höhle hatte sich mittlerweile in eine einzige Qualmwolke verwandelt. Durch den Riß in der Decke zog kaum etwas ab. Wenn die Barbaren jetzt einen Sturmangriff unternommen hätten, wären die Eingeschlossenen vermutlich nicht einmal in der Lage gewesen, sie frühzeitig genug zu sehen. Aber die Krieger dachten überhaupt nicht daran, etwas zu riskieren. Sie warteten darauf, daß die Vögelchen ganz von selbst ausschlüpften.

»Wenn ich doch nur über meine Hexenkräfte verfügen könnte«, sagte Damona niedergeschlagen.

»Das würde ich mir auch wünschen«, entgegnete Ygarrth. »Aber solange die Magie in Zynth durch dein gegenpoliges Potential blockiert wird, kann ich nichts machen.«

»Wüßtest du denn einen Weg, auf dem wir diese Teufelsfalle verlassen könnten?« erkundigte sich Mike.

»Ja«, nickte der alte Mann. »Ich könnte versuchen, ein magisches Tor zu errichten.«

»In meine und Damonas Welt?« wunderte sich Mike. »Ich denke, das geht nur auf der Insel der Druiden.«

»Das stimmt. Ein Tor, das in eure Welt führt, kann ich nur auf der

Insel entstehen lassen. Außerdem würde ich meine Weltkugel dazu benötigen.«

»Aber du hast doch gerade gesagt…«

»Ich könnte ein Tor schaffen, das uns von hier zu einer anderen Örtlichkeit in Zynth führt. Ganz in die Nähe von Zoron sogar!«

Damona räusperte sich, um den Qualm aus ihrer fast zugeschnürten Kehle zu vertreiben.

»Das verstehe ich nicht, Ygarrth«, sagte sie. »Wenn du normalerweise dazu fähig bist – warum läßt du dich denn sonst immer von Crok und Gyf befördern? Auch wir hätten doch gleich…«

»Ich bin ein alter Mann, Damona King. Meine Körperkräfte sind nicht mehr so groß, wie sie es einst waren. Die Anstrengung, ein magisches Tor zu errichten, noch dazu ohne die Unterstützung meiner Kugel, könnte mich zu Tode erschöpfen. Allein deshalb verzichte ich bereits seit Jahren darauf, auf diese Weise zu reisen. In einer so verzweifelten Lage wie jetzt würde ich es aber tun. Aber was nutzt mein Wollen? Dein Hiersein gestattet es nicht, Magie zu praktizieren.«

»Es sei denn, ihr tötet mich«, erwiderte Damona. »Dann hört die magische Blockade auf und…«

»Quatsch«, fuhr Mike grob dazwischen. »Wie kannst du nur so etwas sagen, Damona? Als ob ich es zulassen würde, daß du dich für uns opferst! Und falls hier jemand anderer Meinung sein sollte…«

Im flackernden Feuerschein, der die Höhle durchzuckte, war deutlich das drohende Funkeln in seinen Augen zu erkennen.

»Niemand würde so etwas von Damona verlangen«, sagte Timothy Miliar beinahe empört. »Oder wollen Sie mir das vielleicht unterstellen, mein lieber Hunter?«

»Nun, könnte ja immerhin sein, daß Sie mit diesem Gedanken gespielt haben. Wie heißt es doch so schön im Volksmund? Jeder ist sich selbst der nächste. Aber okay, wenn Sie es sagen… Reden wir von etwas anderem.«

»Bleiben… bleiben wir beim Thema«, meldete sich Damona hustend wieder zu Wort. »Wenn es Ygarrth wirklich schaffen würde, uns mit Hilfe seiner magischen Kräfte von hier wegzubekommen, und mein Hexenpotential das einzige Hindernis ist …«

»Ja?«

»Ich könnte versuchen, mich wieder in Selbsthypnose zu versetzen«, sagte Damona. »Auf diese Weise schaltete ich meine Hexenkräfte vollkommen aus, und es ist allgemein wieder möglich, in Zynth Magie auszuüben.«

»Ich weiß«, erwiderte Mike. »Schließlich bist du im Zustand der Selbsthypnose hergekommen. Sonst wäre es ja Ygarrth gar nicht möglich gewesen, das Tor auf der Insel der Druiden überhaupt zu errichten, oder?«

»Ja«, bestätigte der Magier nickend.

Mit neuer Hoffnung blickte Mike seine Freundin an. »Schaffst du es denn, dich wieder zu hypnotisieren, Liebling? Soweit ich mich erinnere, hast du auf Kings Castle verdammt lange gebraucht, um dein magisches Bewußtsein auszuschalten.«

»Ich könnte es versuchen«, gab Damona zurück. »Und wenn ich in der Zwischenzeit nicht ersticke… Paßt auf, daß die Barbaren nicht in die Höhle eindringen, während ich mich konzentriere.«

Sie wandte sich ab, um sich in die äußerste Ecke der Höhle zurückzuziehen.

»Damona«, rief Mike noch einmal an.

»Ja, Mike?«

»Dieselben Schlüsselworte wie letztes Mal?«

»Natürlich!«

Damona wandte sich wieder ab.

Für Mike, Ygarrth und Timothy Miliar blieb jetzt nichts anderes übrig, als darauf zu hoffen, daß es ihr tatsächlich gelingen würde, sich sozusagen selbst zu überlisten.

***

Die Eingeschlossenen kamen langsam an die Grenze dessen, was ein Mensch ertragen konnte. Ihre Augen tränten, Wellen von Übelkeit stiegen in ihnen auf, und vor lauter Husten fühlten sich ihre Kehlen an wie rohe Fleischklumpen.

Die Barbaren draußen schienen zu merken, daß ihre Opfer langsam am Ende waren. Höhnische Zurufe und lautes Lachen sprachen eine deutliche Sprache.

Immer wieder sahen Mike, Ygarrth und Timothy Miliar zu Damona hinüber, die mit dem Gesicht zur Wand in der Ecke kauerte und zur Salzsäule erstarrt zu sein schien. Sie hatte sich so in sich selbst versenkt, daß sie offenbar von äußeren Einflüssen ziemlich unbehelligt blieb. Jedenfalls hatte sie während ihrer Selbsthypnoseprozedur kein einziges Mal mehr gehustet.

Dann endlich erhob sich die Weiße Hexe und kehrte zu den anderen drei zurück. Im flackernden Feuerschein ließ sie einen ausgesprochen verwunderten Gesichtsausdruck erkennen.

»Was ist los?« fragte sie. »Warum starrt ihr mich an wie einen überirdischen Heilsbringer?«

»Das fragen Sie, Damona?« wunderte sich Timothy Miliar.

»Schließlich hängt alles davon ab, ob Sie…«

»Shut up«, fiel ihm Mike grob ins Wort.

Wenn Damonas Bemühungen erfolgreich gewesen waren, dann wußte sie jetzt gar nicht mehr, was sie getan hatte. Ein unvorsichtiges Reizwort konnte allerdings ihr Unterbewußtsein ansprechen und alles

wieder hinfällig machen.
»Sehen wir dich komisch an?« sagte Mike wie nebenbei. »Nun, wir haben uns eigentlich nur gefragt, warum du dich da in der Ecke verkrochen hattest. Kannst du uns das sagen?«
»Ich…«
Damona stockte, runzelte die Stirn. Sie war sichtlich über sich selbst verwundert.
Das ist ein gutes Zeichen, dachte Mike, ein sehr gutes Zeichen!
Er knipste die Taschenlampe an und leuchtete Damona voll ins Gesicht. Tief blickte er ihr in die Augen.
»Weihnachtsmann!« sagte er scharf.
Damona zuckte nur kurz, hob dann unwillig die Hand vor die Augen. »Mach doch das Licht aus«, sagte sie irritiert. »Du blendest mich ja.«
Mit keiner Silbe ging sie auf das unter den gegebenen Umständen höchst seltsam anmutende Wort »Weihnachtsmann« ein. Es war so, als ob Sie es zwar gehört, aber sofort wieder vergessen hatte.
Mike löschte die Lampe, wandte sich an Ygarrth.
»Wenn mich nicht alles täuscht, hat es geklappt«, sagte er so leise, daß es Damona nicht mitbekam. »Kannst du nicht schon spüren, daß deine Kräfte wieder erwacht sind?«
»Warte…«
Der alte Mann schloß die Augen, horchte in sein Innerstes hinein.
Augenblicklich später glitt ein Lächeln über seine Züge. Er schlug die Augen wieder auf.
»Ja«, sagte er beinahe enthusiastisch. »Die Magie ist nach Zynth zurückgekehrt.«
»Na also«, gab Mike zutiefst erleichtert zurück. »Dann los – errichte dein magisches Tor!«
Jetzt zog sich Ygarrth in die abgelegene Ecke zurück. Er brauchte nun dieselbe Ruhe und Konzentration wie Damona vor ihm.
Und wieder hieß es warten…
Die durch die Höhle ziehenden Rauchschwaden verhüllten die Gestalt des alten Mannes weitgehend. Aber es war doch zu erkennen, daß er sich sehr schnell in eine Art Trancezustand versetzt hatte. Auch ihm gelang es dabei, den Körper fast vollständig gegen äußere Einflüsse abzuschirmen. Er mußte ebenfalls nicht mehr husten.
Mike mußte unwillkürlich an einen indischen Fakir denken, der es in Trance glatt fertigbrachte, über einen glühenden Rost zu gehen, ohne sich die Fußsohlen dabei zu verbrennen.
Es vergingen etwa zwei, drei Minuten.
Dann auf einmal passierte es…
Unmittelbar vor Ygarrth nahmen die grauen Qualmwolken plötzlich einen leicht rötlichen Schimmer an. Schnell wurde offensichtlich, daß es sich nicht um einen Widerschein des vor der Höhle brennenden

Feuers handelte.
Der rötliche Schimmer wurde immer intensiver, wurde zu einem satten, kräftigen Rot. Konturen bildeten sich heran, die Konturen eines ellipsenförmigen Durchgangs, der in die Unendlichkeit zu führen schien. Noch zitterte und waberte die geheimnisvolle Erscheinung, die Ygarrth aus dem Nichts geschaffen hatte. Schnell aber stabilisierte sich die Form. Das Wabern hörte ganz auf. Nur die äußeren Konturen flirrten noch, so als würden hier elektrisch aufgeladene Teilchen mit irrsinniger Geschwindigkeit hin- und herrasen.
Das magische Tor stand!
Ygarrth hingegen hatte seinen Kräftehaushalt wirklich bis zum äußersten strapaziert. Der alte Mann konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er kippte zur Seite, blieb fast reglos auf dem Felsboden liegen.
Mike war sofort an seiner Seite, beugte sich über ihn. Dabei achtete er darauf, daß er nicht mit dem magischen Tor in nähere Berührung kam.
Auch Damona und Timothy Miliar eilten herbei.
»Ist er… tot?« fragte Damona sorgenvoll.
Mike hatte inzwischen nach dem Puls des alten Mannes getastet.
Es kostete ihn einige Mühe, diesen überhaupt zu finden.
»Er lebt«, stellte er fest. »Aber er hat das Bewußtsein verloren. Wir müssen ihn tragen. Los, Tim, fassen Sie mit an!«
Er selbst packte Ygarrth unter den Achseln, während Miliar seine Beine nahm.
Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Das intensive Rot des Tores mochte den draußen lauernden Barbaren auffallen. Und wer wußte schon, was die Kerle taten, wenn sie den Eindruck bekamen, daß irgend etwas nicht stimmte.
Damona machte den Anfang. Sie war an magische Phänomene gewöhnt und hatte nicht die geringste Scheu vor dem geheimnisvollen Gebilde. Außerdem war dies ja auch nicht das erste Mal, daß sie durch ein solches Tor ging.
Entschlossen trat sie in die Mitte der roten Ellipse und verschwand darin.
Mike, Timothy Miliar und Ygarrth folgten ihr auf dem Fuße.
Wo sie herauskommen würden, wußte niemand von ihnen. Aber das war im Augenblick auch ziemlich egal.

***

Khlaak wollte das Opfermesser gerade in die entblößte Brust des blonden Mädchens stoßen. Da stutzte er und blickte ungläubig auf die Spitze des Messers. Dort hatte sich ein roter Blutstropfen gebildet. Und das, obwohl das Messer noch gar nicht mit dem Körper des Opfers in

Berührung gekommen war!

Der Zauberer wußte sofort, was dieses Phänomen zu bedeuten hatte. Seine Beschwörungsformeln hatten ausgereicht, das Messer mit Blut zu benetzen. Und aus diesem Umstand konnte er wiederum nur eins schließen: Der Funke der Magie, der in ganz Zoron erloschen war, glühte wieder.

Auch ohne Menschenopfer!

Ein Zeichen der Götter, daß sie das Opfer aus irgendwelchen Gründen nicht annehmen wollten? Durchaus möglich, daß es sich so verhielt. Die Wege der Götter waren den Sterblichen oftmals unverständlich.

Khlaak wollte es ganz genau wissen. Er ließ das Messer sinken und griff statt dessen nach seinem Spiegel. Dann konzentrierte er sich mit aller geistiger Kraft auf das magische Utensil.

Sehr bald schon fing das matte Silber an zu leuchten. Schwach nur zuerst, dann aber immer intensiver.

Das genügte bereits. Es konnte jetzt gar kein Zweifel mehr bestehen, daß er wieder in der Lage war, Magie zu praktizieren. Er steckte den Spiegel in die Umhangtasche zurück und atmete tief.

Unentschlossenheit machte sich in ihm breit. Sollte er das Opfer nun darbringen oder nicht? Wenn die Götter ihm doch ein Zeichen geben würden, damit er ihren Willen erkennen konnte! Dieses Zeichen blieb jedoch aus.

Dafür meldete sich Sothoth zu Wort.

»Was ist los, Khlaak?« erkundigte sich der Herr des Turms mit ungnädiger Stimme. »Wie lange sollen wir denn hier noch herumstehen und warten, daß etwas geschieht?«

Khlaak blickte ihn an. »Es ist bereits etwas geschehen, Sothoth!«

»So, was denn? Ich für meinen Teil habe jedenfalls nicht das geringste bemerkt.«

Weil du ein grober Klotz bist, der für die hehren Dinge völlig unempfänglich ist! sagte der Zauberer in Gedanken. Er hütete sich jedoch, etwas von seinen Gedankengängen deutlich werden zu lassen.

»Die Magie ist nach Zynth zurückgekehrt«, antwortete er statt dessen.

»Auch ohne Opfer?«

»Ja.«

»Seltsam«, meinte der Herr des Turms. »Aber wenn du es sagst…«

Er warf einen Blick zu den drei gefesselten Mädchen hinüber und deutete mit dem Zeigefinger auf sie. »Was geschieht mit ihnen? Bleiben sie am Leben?«

Bevor Khlaak eine Antwort geben konnte, trat Phruug zwei Schritte nach vorne. Wohlgefällig ruhte sein Blick auf dem blonden Mädchen, das Khlaak zum ersten Opfer bestimmt hatte.

»Natürlich bleiben sie am Leben«, sagte der dickliche junge Bursche.

»Es liegt doch jetzt kein Grund mehr vor, sie den Göttern zu opfern, oder?«

»Nicht unbedingt«, antwortete der Turmzauberer ausweichend.

»Was heißt das?«

Khlaak hob die Schultern und ließ sie wieder nach unten sinken.

»Es ist nicht auszuschließen, daß der Funke der Magie wieder von selbst erlischt«, sagte er. »In diesem Fall…«

»… können wir die Sklavinnen immer noch opfern«, ergänzte Phruug. »Bis es jedoch so weit ist …« Seine Augen bekamen einen wollüstigen Schimmer.

Er trat an das blonde Mädchen heran und machte Anstalten, ihre Fesseln zu lösen.

»Warte«, gebot ihm Sothoths Stimme zunächst Einhalt. »Bevor wir wieder zum alltäglichen übergehen, wollen wir ganz sicher sein, daß das Glühen des magischen Funkens von Dauer ist. Deshalb werden die Opfer fürs erste in Gewahrsam genommen, so daß sie im Bedarfsfall sofort zur Hand sind. Einverstanden, Khlaak?«

»Ein prächtiger Vorschlag, wie er nur von dir kommen konnte«, erwiderte der Zauberer schmeichlerisch.

Er hatte die Motive des Turmherrn ganz klar erkannt. Auch wenn Sothoth immer so tat, als sei die Magie eine Angelegenheit untergeordneter Natur, so waren er und alle Zoranen mit ihm doch dringend auf sie angewiesen. Ohne Magie gab es keine Möglichkeiten mehr, die abergläubischen Uunra mit übernatürlichen Phänomenen zu beeindrucken. Und wenn dieser Fall eintreten sollte… Nun, die Eingeborenen konnten eines Tages auf den Gedanken kommen, daß ihre mächtigen Herren vielleicht doch nicht so mächtig waren, wie sie Zeit ihres Lebens geglaubt hatten.

Kein Widerspruch erhob sich gegen Sothoths Entscheidung. Die drei Mädchen wurden von den Uunra weggebracht. Mit sichtlicher Enttäuschung blickte Phruug hinter ihnen her.

***

Damona King war die erste, die am Zielort wieder aus dem magischen Tor heraustrat. Auf alle möglichen Überraschungen gefaßt, blickte sie blitzschnell in sämtliche Richtungen. Dann stieg ein Gefühl der Erleichterung in ihr auf. Es sah im Moment nicht nach akuter Gefahr aus. Soviel konnte sie selbst im schwachen Mondlicht feststellen.

Ygarrth hatte offensichtlich eine besondere Vorliebe für Inseln.

Auch dieses Tor hatte sie wieder auf ein Eiland geführt. Viel kleiner als die bekannte Insel der Druiden lag es vor ihr. Es mochte einen Durchmesser von gut hundert Yards haben, viel mehr sicherlich nicht. Bis auf einen steil in die Höhe ragenden Felsenhügel, auf dessen Gipfel

die Ruinen einer längst verfallenen Burg zu erkennen waren, präsentierte sich die kleine Insel als vegetationsloser Flecken Land. Nichts deutete darauf hin, daß sie von Menschen, Uunra oder Tier bewohnt wurde. Ringsum erstreckte sich das Meer, das die flachen Ufer mit gischtgekrönten Brechern überspülte. Am Horizont könnte Damona Lichterschein ausmachen.

Zoron?

Wahrscheinlich. Schließlich hatte Ygarrth davon gesprochen, daß sie in unmittelbare Nähe der Hauptstadt herauskommen würden.

Und das traf wohl zu, auch wenn das Meer trennend dazwischenlag.

Alle diese Eindrücke nahm Damona innerhalb weniger Augenblicke in sich auf. Und dann traten auch schon Mike und Timothy Miliar mit dem nach wie vor bewußtlosen Ygarrth aus dem Tor.

Damona lächelte, als sie sah, daß Mike sofort die Pistole hob, um jeden potentiellen Gegner aufs Korn nehmen zu können.

»Entwarnung«, rief sie ihm zu. »Hier scheint alles ruhig und friedlich zu sein.«

Mike entspannte sich etwas und erwiderte ihr Lächeln. Aber er blieb wachsam wie ein guter Jagdhund.

Vorsichtig ließen er und Miliar den alten Mann zu Boden gleiten.

Dann richtete Mike seine Aufmerksamkeit auf das Tor, das sich auch auf dieser Seite als ellipsenförmiger, roter Fleck in der Landschaft darstellte.

»Es ist ja nicht auszuschließen, daß die Barbaren uns bis hierher verfolgen«, meinte er. »Wenn sie auf das Tor aufmerksam werden und ihre Scheu davor überwinden…« Jederzeit schußbereit hielt er die Mauser in der Hand.

»In Ordnung«, sagte Damona, »während du über unsere Sicherheit wachst, kümmere ich mich um Ygarrth.«

»Tu das«, nickte Mike.

Damona beugte sich über den Magier. Im Mondlicht konnte sie sein Gesicht nur undeutlich sehen. Aber es kam ihr trotzdem auf einmal viel älter vor als bisher. Dennoch, sein Puls war zwar schwach, schlug jedoch regelmäßig. Und dasselbe galt auch für sein Herz. Ygarrth war ungemein erschöpft, hatte aber ihrer Ansicht nach gute Aussichten, sich wieder zu erholen.

Und so war es dann auch. Nach ein paar Minuten schlug der alte Mann die Augen auf. Sogleich hob er Oberkörper und Kopf an.

»Sind wir…«

»Ja«, sagte Damona, »alles in Ordnung, alter Freund. Leg dich wieder zurück und ruhe dich aus.«

Das tat Ygarrth dann auch. Aber erst, nachdem er sich von der gegenwärtigen Situation überzeugt hatte.

Mike trat heran. »Das Tor, Ygarrth – wie lange wird es noch

existieren?«
»Wenige Minuten nur«, gab der Magier zur Antwort. »Dann bricht es zusammen.«
Diese Antwort war beruhigend. Bis jetzt hatte sich noch keiner der Barbaren blicken lassen. Es bestanden also berechtigte Hoffnungen, daß es gelingen würde, die mordgierigen Krieger endgültig abzuschütteln.
Ygarrth behielt recht. Nicht viel später verlor das Rot des Tores an Intensität. Es wurde blasser und blasser und verschwand schließlich ganz.
Eine große Sorge war von Damona und ihren Freunden genommen.
Ygarrths Erleichterung darüber drückte sich darin aus, daß er wenig später in einen tiefen Schlaf fiel.
Die anderen ließen ihn gewähren und weckten ihn nicht. Die Frage, wie sie das kleine Eiland wieder verlassen und nach Zoron hinübergelangen konnten, hatte noch so viel Zeit, bis der alte Mann wieder aus seinem Erholungsschlaf erwachen würde.
Und überhaupt – wenn in ein paar Stunden die Sonne aufging, würde die Welt insgesamt schon viel erfreulicher aussehen.
Das hofften Damona, Mike und Timothy Miliar jedenfalls.

***

Schon von weitem kündigte sich die Nähe des Lagers an. Der flackernde Schein lodernder Feuer und die Stimmen von Menschen und Chlo-Zhys sprachen für sich. Trotz der nächtlichen Stunde, in der normalerweise alles schlief, schien einige Aufregung im Lager zu herrschen. Achat-Lho fragte sich, was wohl der Grund für die Unruhe sein mochte.
Gemeinsam mit Unterführer Khor-Sha und den anderen Männern aus dem Tal des einheimischen Magiers ritt er dem Lagerplatz des Hauptstammes entgegen.
Äußerst gemischte Gefühle beherrschten ihn. Mit Bangen sah er der unausweichlichen Unterredung mit dem Lhar entgegen. Er konnte nur hoffen, daß sich dessen Zorn in Grenzen halten würde.
Wenig später hatten die Männer das Lager erreicht.
Ihr Eindruck, den sie schon aus der Ferne gewonnen hatten, bestätigte sich. Ja, es herrschte Unruhe im Lager, große Unruhe sogar. Es hatte beinahe den Anschein, als ob sämtliche Tzu-Kha, Frauen und Kinder eingeschlossen, auf den Beinen waren.
Niemand achtete sonderlich auf die Ankömmlinge, niemand stellte ihnen Fragen. Das war reichlich verwunderlich, denn es hätte doch eigentlich nahe gelegen, daß sich die Stammesangehörigen dafür interessieren, wie die Jagd nach dem einheimischen Magier und seinen Freunden aus der anderen Welt ausgegangen war.

Achselzuckend stieg Khor-Sha von seinem Chlo-Zhy und übergab das Tier einem der Krieger.

»Ich gehe zum Lhar, und du kommst mit«, sagte er zu Achat-Lho.

Normalerweise hatte der Unterführer dem Leibzauberer des Stammesführers überhaupt nichts zu befehlen. Aber in der gegenwärtigen Situation hielt es Achat-Lho nicht für angebracht, dem Unterführer zu widersprechen. Außerdem war es ohnehin seine Pflicht, sich unverzüglich bei Vul-Ghor dem Großen zu melden. Deshalb nickte er nur und schwang sich ebenfalls vom Rücken seines Reittiers.

Gemeinsam gingen die beiden Männer zum Zelt des Stammesführers, das sich traditionsgemäß im Zentrum des Lagers befand. Khor-Sha schlug die Eingangsplane zurück und trat ein. Achat-Lho schlüpfte unmittelbar hinter ihm ins Innere des Zeltes.

Der Lhar war nicht allein. Zwei andere Unterführer hielten sich im Zelt auf und sprachen mit ihm. Alle drei Männer blickten hoch, als sie der Ankömmlinge ansichtig wurden.

»Ah«, sagte der Lhar höhnisch, »die Helden kehren von der siegreichen Schlacht zurück! Schade, daß ihnen der Feind zum Schluß dann doch noch weggeflogen ist!«

Khor-Sha und Achat-Lho tauschten einen Blick. Sie waren Rivalen, ja, persönliche Gegner, die sich gegenseitig wenig Achtung entgegenbrachten. Jetzt aber hatten sie das Gefühl, gemeinsam in einem Boot zu sitzen.

Vul-Ghor wußte bereits Bescheid, was im Tal des einheimischen Magiers vorgefallen war!

Aber wieso? fragte sich Achat-Lho. Wieso nur?

Khor-Sha kleidete die Frage in Worte. »Woher wißt Ihr…?«

»Woher?« Der Lhar lachte so dröhnend auf, daß die Enden seines bis zum Kinn reichenden Oberlippenbartes zitterten. »Weil wir die drei Männer und die Frau, die euch entkommen waren, selbst gefangen hatten. Und wenn diese beiden Kry-Atas…«, Vul-Ghor deutete auf die beiden anderen Unterführer, die betreten vor ihm standen, »… nicht genauso unfähig wären, wie ihr es seid, dann hätten wir sie auch jetzt noch wie Lhu-Taaks in der hohlen Hand. So jedoch …«

Erbittert stampfte er mit dem rechten Fuß auf den Boden.

Wenig später wußten Achat-Lho und Khor-Sha über alles Bescheid, was geschehen war. Innerlich spürten sie eine gewissen Erleichterung. Nicht nur sie hatten versagt, sondern auch noch andere.

Im Grunde genommen konnte sich auch der Lhar selbst nicht von Schuld freisprechen. Schließlich hatte er das Kommando im Lager geführt, aus dem die Geflüchteten wie zum Hohn dann auch noch vier Chlo-Zhys entführt hatten. Jetzt blieb nur noch zu hoffen, daß der Reitertrupp, der sich an die Fersen der drei Männer und der Frau

gesetzt hatte, mehr Erfolg haben und die Gesuchten zurückbringen würde – tot oder lebendig.

Es dauerte jedoch nicht mehr lange, bis auch diese Hoffnung wie eine Sumpfblase platzte.

Gha-Machat, der Unterführer, der den Verfolgertrupp kommandiert hatte, betrat das Zelt des Lhar. Er tat es zögernd und widerstrebend und gab schon dadurch zu erkennen, daß auch er und seine Männer gescheitert waren.

So war es dann auch. Gha-Machat berichtete, daß er die Flüchtenden in eine Felsenhöhle getrieben hatte, aus der sie dann allerdings – unter Zurücklassung der gestohlenen Chlo-Zhys – spurlos verschwunden waren.

»Sie haben sich mit Hilfe der Magie entfernt«, kam Gha-Machat zum Abschluß. »Dagegen ist ein einfacher Krieger wie ich machtlos. Wenn der Zauberer bei uns gewesen wäre, hätten wir vielleicht etwas ausrichten können. Ohne ihn aber…«

Selten war es Achat-Lho so unangenehm und peinlich gewesen, auf seine magischen Künste angesprochen zu werden. Auf seine magischen Künste, die er aus rätselhaften Gründen auf einmal nicht mehr ausüben konnte.

Der Lhar hatte dem Rechtfertigungsbericht des Unterführers mit eisiger Miene gelauscht. Jetzt verwandelte sich das Eis in pures Feuer. Vul-Ghor tobte und brüllte und stieß die schrecklichsten Drohungen aus.

»Ich lasse eure Köpfe rollen, ihr stinkenden, dungbesudelten Kry-Atas!« schrie er mit wutverzerrtem Gesicht. Dann griff er tatsächlich nach seinem Kurzschwert.

Achat-Lho und die Unterführer befürchteten schon das Schlimmste. Da aber geschah etwas, was die möglichen Absichten des Lhar im Keim erstickte.

Ein greller Lichtblitz zuckte plötzlich durch das Zelt. Im gleichen Augenblick roch es durchdringend nach Feuer und Schwefel.

Das blendende Licht hatte die Männer veranlaßt, erschrocken zusammenzuzucken und die Augen zu schließen. Achat-Lho war der erste, der es wagte, die Lider wieder zu heben. Er ahnte schon, was der Blitz zu bedeuten hatte. Vor ziemlich kurzer Zeit war er schon einmal mit diesem Phänomen konfrontiert worden.

Und seine Erfahrungen erfüllten sich voll und ganz.

Ja, da war er – Ur-Ihan!

Ur-Ihan, der Gott aus der jenseitigen Dimension, die er zusammen mit Luz-Ifer beherrschte.

Gebieterisch und furchteinflößend stand er da, die Ausmaße des Zeltes mit seiner titanischen Figur sprengend.

Achat-Lho wußte, was dem Gott gebührte. Er warf sich vor Ur-Ihan

auf die Knie und senkte das Haupt. Einmal, weil auch er den Anblick des Gottes kaum ertragen konnte. Zum zweiten aber auch, weil es sich für einen Sterblichen nicht schickte, einem Gott in die Augen zu blicken.

Vul-Ghor und die Unterführer folgten seinem Beispiel. Auch sie warfen sich zu Boden, wagten kaum, sich zu rühren.

»Ihr habt versagt!« sagte Ur-Ihan mit donnernder Stimme. »Mein Befehl lautete, das Weib Damona King in eure Gewalt zu bringen und mir auszuliefern. Dies jedoch habt ihr nicht getan!«

Achat-Lho schluckte.

»Ja, Herr«, setzte er zu einer Antwort an. »Wir…«

»Schweig!« donnerte der Gott. »Mir sind eure jämmerlichen Versuche, meinen Befehl auszuführen, wohlbekannt. Ich erkenne aber euren guten Willen, mir gefällig zu sein, an. Deshalb will ich euch eine letzte Chance geben. Noch einmal weise ich euch den Weg dorthin, wo sich das Weib Damona King aufhält. Versagt ihr nun abermals, kenne ich keine Gnade mehr und ziehe euch erbarmungslos zur Rechenschaft. Seid gewarnt!«

Die Stimme Ur-Ihans verstummte. Erneut zuckte ein greller Blitz durch das Zelt. Und als die Männer wieder aufzublicken wagten, war der Gott verschwunden.

Aber er hatte ihnen etwas zurückgelassen: ein torähnliches, rötliches Gebilde, das aus dem Nichts kommend mitten im Lager erschienen war…

***

Die Morgendämmerung war angebrochen.

Damona, Mike und Timothy Miliar, die den Rest der Nacht dazu benutzt hatten, ein bißchen zu schlafen und sich etwas zu erholen, wurden durch ein lautes, kreischendes Geräusch geweckt. Irritiert fuhren sie hoch.

Mike griff sofort nach seiner Pistole. »Was, zum Teufel…«

Das Lachen Damonas nahm dem Augenblick die Spannung. Sie deutete auf die Meeresoberfläche. »Da!«

Jetzt sah es Mike auch: einen ungefähr storchgroßen Vogel, der dicht über dem Wasserspiegel dahinflog und ganz offensichtlich nach Beute suchte. Er hatte das kreischende Geschrei von sich gegeben.

Mike kam sich ein bißchen albern vor. Schnell steckte er die Mauser wieder weg.

»Na ja«, murmelte er, »in Zynth kann man schließlich nie wissen. Wir haben ja schon genug unangenehme Überraschungen erlebt.«

Zur Freude der drei anderen war auch Ygarrth aufgewacht. Der alte Mann schien die Erschöpfung weitgehend überwunden zu haben, denn er stand mühelos auf, ohne dabei einen Schwächeanfall zu bekommen.

»Wie fühlst du dich, Ygarrth?« fragte Damona.

»Überraschend gut«, erwiderte der Magier, während er seine steif gewordenen Glieder reckte und streckte. »Noch so eine Anstrengung würde ich allerdings wahrscheinlich nicht überleben.«

»Dann wollen wir hoffen, daß wir nicht nochmals auf deine magischen Künste zurückgreifen müssen«, meinte Mike. »Nun aber etwas ganz Profanes: Wie kommen wir von diesem hübschen Eiland wieder fort?«

Ein Schatten huschte über Ygarrths Züge. »Als ich das letzte Mal hier war, lebte auf der Insel noch ein Freund von mir – der Weise Plaakuth. Aber das scheint inzwischen nicht mehr der Fall zu sein. Dort oben wohnte er.«

Der alte Mann zeigte auf die Turmruine auf dem Hügel.

Im Tageslicht betrachtet wirkte diese etwas anders als in der Nacht. Das Gebäude war ganz eindeutig nicht verfallen, sondern mit Bedacht zerstört worden. Ein Opfer dieser Zerstörung war auch das monumentale Standbild eines Mannes geworden, dessen Gestalt ein begnadeter Künstler aus dem Fels gemeißelt hatte. Die Überreste des Kunstwerks waren jedoch noch deutlich zu erkennen.

Mike verzog den Mund. »Wann warst du zum letzten Mal hier, alter Freund?«

Ygarrth machte eine vage Handbewegung. »Das ist lange her. Zehn Jahre, vielleicht auch zwölf… Plaakuth galt unter den Zoronen als Renegat. Es sieht so aus, als ob sie seine Abtrünnigkeit gewaltsam geahndet haben.«

Timothy Miliar mischte sich ein. »Gleichgültig, was hier passiert ist – mir scheint, wir sind vom Regen in die Traufe gekommen. Ob wir nun auf dem Felsplateau in den Bergen oder auf dieser Insel hier festsitzen, kommt wohl so ziemlich auf das gleiche raus, oder?«

»Nicht so schnell die Flinte ins Korn werfen, Tim«, sagte Damona mahnend. »Wir werden schon einen Ausweg finden.«

Sie blickte zum Festland hinüber, wo sich undeutlich die Konturen einer Stadt erkennen ließen.

»Das ist Zoron, nicht wahr?«

»Ja«, bestätigte der Magier.

»Wie groß ist die Entfernung?«

»Mindestens zehn Kilometer, würde ich sagen«, schätzte Mike.

»Ein bißchen weit zum Schwimmen, was?«

»Schwimmen?« Damona schüttelte sich. Sie wußte, daß in den zynthischen Meeren gräßliche Ungeheuer zu Hause waren. Bei ihrem ersten Aufenthalt in der Mikrowelt wäre sie beinahe einem riesenhaften Polypen zum Opfer gefallen.

»Dann gibt es eigentlich nur eine Lösung«, sagte Mike.

»Und die wäre?«

»Wir müssen versuchen, uns ein Boot zu bauen.« Er deutete mit dem Kinn auf die Ruine. »Vielleicht finden wir zwischen den Trümmern irgend etwas, das sich als Bootsmaterial eignet.«

»Das kann ja Ewigkeiten dauern!« stieß Timothy Miliar erbittert hervor.

»Haben Sie eine bessere Idee?«

»Nein, verdammt!«

»Sehen Sie…«

Mike wandte sich ab, um den Felsenhügel hochzusteigen.

***

Es dauerte eine schier endlose Zeit, bis alle Stammesangehörigen den Weg gegangen waren, den der große Ur-Ihan den Tzu-Kha gewiesen hätte: Schließlich aber war es geschafft: das letzte Chlo-Zhy betrat den Boden auf der anderen Seite des geheimnisvollen Durchgangs. Die Umsiedelungsaktion war abgeschlossen.

Wie ein rotes Auge ging die Sonne auf. Und in ihrem strahlenden Glanz lag die Stadt, die der Gott dem Stamm geschenkt hatte.

Zo-Ron.

Eine gute Reitstunde mochte die Stadt entfernt sein. Sie wartete förmlich darauf, überfallen und geplündert zu werden. Bevor es jedoch so weit war, mußte zunächst der Befehl des großen Ur-Ihan ausgeführt werden.

Und der Gott sorgte auch dafür, daß die Tzu-Kha seinen Auftrag nicht vergaßen.

Wieder erschien er furchteinflößend in ihrer Mitte. Der ganze Stamm, Krieger, Weiber und Kinder, warf sich zu Boden und wagte nicht, die Augen zu heben. Alle waren stumm, als seien ihre Zungen gelähmt.

Achat-Lho war der einzige, der den Mut fand, dem Herrscher aus der jenseitigen Welt seine Ergebenheit in Worten auszudrücken.

Ur-Ihan erwies ihm die Ehre einer persönlichen Antwort.

»Ich weiß, daß du mein treuester Diener bist, Achat-Lho«, sagte er mit seiner Donnerstimme, die weit über das Land hinwegschallte.

»Und deshalb sollst du auch mein Werkzeug sein, mit dessen Hilfe ich dem Weib Damona King das Handwerk legen werde!«

»Ich höre, Herr«, antwortete der Zauberer bereitwillig.

»Es ist nicht erforderlich, daß sich alle Krieger der Tzu-Kha an der Jagd nach dem Weib und ihren Helfershelfern beteiligen«, sprach der Gott weiter. »Eine Handvoll Männer vermag dieselben Dienste zu leisten. Suche vier Krieger aus den Reihen der Deinen aus, die an Kampfeskraft und Tapferkeit ihresgleichen suchen.«

»Gewiß, Herr!«

Achat-Lho wußte noch nicht, was Ur-Ihan beabsichtigte. Aber er ahnte, daß eine schwere Aufgabe auf die vier Männer wartete. Eine

Aufgabe, die durchaus die Gefahr heraufbeschwor, das Leben dabei zu verlieren.

In Gedanken ging er die Reihen jener Krieger durch, die in der Vergangenheit auf diese oder jene Weise seinen Zorn erregt hatten.

Dies war eine einmalige Gelegenheit, sich für angetanes Ungemach zu rächen und gleichzeitig dem Gott willfährig zu sein.

»Khor-Sha«, sagte er, »Moogh-Agu, Lha-Ghor und… Zoog-Uun.«

Allen diesen vier Männern hatte er schon mehrfach gewünscht, daß sie im Schlaf ersticken mögen. Der Gott wiederholte die Namen der Krieger und forderte sie auf, sich an Achat-Lhos Seite zu begeben.

Die vier Männer erhoben sich, eilten so schnell herbei, wie ihre Füße sie trugen. Unmittelbar vor der mächtigen Gestalt des Gottes warfen sie sich wieder zu Boden. Dabei hatten sie einige Muhe, ihre Furcht nicht allzu deutlich werden zu lassen, wo doch Tapferkeit zu ihren Haupttugenden gehören sollte.

»Seid ihr bereit, mir zu folgen?« fragte Ur-Ihan donnernd.

»Ja, Herr!«

Die Antwort der Krieger kam wie aus einem einzigen Mund.

»So hört denn, was ich euch zu sagen habe…«

***

Die Stimmung Damona Kings und ihrer Freunde war auf den Nullpunkt gesunken.

Seit einer ganzen Weile suchten sie nun zwischen den Trümmern des zerstörten Turms herum. Aber es war kaum etwas Zählbares dabei herausgekommen.

Ganz ohne Frage war das Gebäude bereits vor einer Reihe von Jahren überfallen worden. Und diejenigen, die für den Überfall verantwortlich waren, hatten ganze Arbeit geleistet. Rammböcke und Feuer hatten ein fast vollendetes Zerstörungswerk geleistet. Und der Rest war von Wind und Wetter besorgt worden.

Holz, aus dem man ein Boot zimmern konnte?

Fehlanzeige!

Einige verkohlte Balken, das war auch schon alles.

»Geben wir es auf«, sagte Mike schließlich mit hörbarer Resignation. »Es hat je doch keinen Zweck.«

Wohl oder übel mußten auch die anderen einsehen, daß er mit dieser Feststellung recht hatte. Das Unternehmen Bootsbau mußte als gescheitert betrachtet werden.

Timothy Miliar empfand die Situation begreiflicherweise als besonders schmerzlich. Da war er also seiner geliebten Mary-Ann ganz nahe und hatte doch keine Möglichkeit, an sie heranzukommen.

»Und was nun, zur Hölle?« machte er seinen Empfindungen lautstark Luft. »Doch schwimmen?«

»Sie kämen nicht weit, Tim«, sagte Damona. »Das können Sie mir wirklich glauben.«

Hilflos ballte der junge Mann die Fäuste.

Mike kratzte sich am Kinn, blickte dann den Magier an.

»Ygarrth?«

»Ja?«

»Schaffst du es wirklich nicht, nochmals ein magisches Tor zu errichten?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich innerlich wie ausgebrannt, mein Freund. Jeder Versuch in dieser Richtung würde unweigerlich scheitern. Und außerdem sind Verbindungen durch ein magisches Tor an ganz bestimmte Örtlichkeiten gebunden. Diese Insel hier ist der einzige Bezugspunkt, den ich in der Nähe von Zoron kenne. Ein Tor, das uns unmittelbar in die Stadt führen würde, könnte ich also ohnehin nicht errichten.«

»Hm.«

Mike war sich selten so ohnmächtig vorgekommen. Normalerweise fiel seinem wachen Verstand immer etwas ein, wenn andere längst die Flügel hängen ließen. Jetzt jedoch fühlte auch er sich am Ende. Und das war im Grunde genommen recht wörtlich zu nehmen. Zwar hatten sie auf dem Eiland eine Wasserquelle gefunden, so daß sie wenigstens ihren brennenden Durst stillen konnten. Was allerdings ihre knurrenden Mägen anging… Im Geiste sah sich Mike schon als verhungerten Leichnam am Strand liegen.

»Wenn doch Crok mit uns gekommen wäre«, sagte Damona beinahe sehnsüchtig.

Aber der Harra war weit, weit entfernt und kümmerte sich jetzt sicher um seinen Kameraden Gyf.

Damonas Worte ließen Mike an den storchähnlichen Vogel denken, den sie vorhin über dem Meer gesehen hatte. Sicher gab es noch eine ganze Reihe anderer Exemplare dieser Sorte. Er ertappte sich allen Ernstes bei der Idee, einige dieser Vögel zu fangen und…

»Was war das?«

Damonas Stimme riß Mike aus seinen abwegigen Überlegungen.

»Was?«

»Ich habe da gerade ein eigentümliches Geräusch gehört«, sagte Damona. »So eine Art Brausen in der Luft.«

»Wind«, meinte Timothy Miliar lakonisch.

»Nein, bestimmt nicht!«

Damona rümpfte plötzlich die Nase. »Riecht ihr nichts?«

Mike schnupperte wie ein Hase.

»Du hast recht«, meinte er anschließend. »Es riecht irgendwie… verbrannt.«

Auch Timothy Miliar und Ygaarth merkten es. Ja, es roch verbrannt.

Und das, obwohl sie die einzigen Menschen auf der Insel waren und ganz bestimmt kein Feuer entzündet hatten.
Oder ob sie auf einmal nicht mehr die einzigen Menschen auf der Insel waren?
Während der Sucherei zwischen den Trümmern hatten sie nicht auf die Umgebung geachtet, sondern sich ausschließlich auf die Ruine konzentriert. Und auch jetzt versperrte ihnen eine rauchgeschwärzte Turmwand das freie Blickfeld.
»Gehen wir den Dingen auf den Grund«, schlug Damona vor. »Irgend etwas stimmt hier nicht.«
Ein schmaler Trampelpfad führte von dem zerstörten Turm zum Inselufer hinunter. Links und rechts säumten Felsen den Weg und sorgten ebenfalls für Sichtbeschränkungen.
Damona und ihre Freunde eilten den Pfad hinunter.
Der Brandgeruch wurde stärker.
Und Damona hatte jetzt den Eindruck, daß nicht nur etwas brannte. Noch etwas anderes schwängerte die Luft.
Schwefel!
Sie erschrak. Als Weiße Hexe, die die Eigenarten der finsteren Mächte nur allzu gut kannte, wußte sie, daß Schwefelgeruch meistens mit der Existenz von Dämonen in Verbindung zu bringen war.
Sollte auch jetzt…
Im nächsten Augenblick hatten die vier den Trampelpfad bewältigt. Sie standen am Ufer, blickten sich nach allen Seiten um.
Und dann sahen sie es…
Ein alptraumartiges Geschöpf schwebte über dem Wasser, eine Gestalt, wie sie die krankhafteste Phantasie kaum erschreckender vorstellen konnte.
Die Kreatur hatte einen gewaltigen, über und über mit glänzenden Schuppen besetzten Körper. Vier säulenartige Extremitäten wuchsen daraus hervor, deren Enden in messerscharfen Krallen endeten.
Auf dem Körper saß der massige Schädel eines Tyrannosauriers.
Der Rachen klaffte auf und entblößte zwei Reihen von schwertartigen Zähnen, zwischen denen schwefeliger Geifer hervorquoll. In den großen, unvorstellbar bösartigen Augen schien ein alles verzehrendes Feuer zu lodern. Vervollständigt wurde das Bild des Schreckens durch ein Paar drachenförmige Flügel, mit deren Hilfe sich die Gestalt in der Luft hielt.
Damona und ihre Freunde wußten auf Anhieb, wen sie da vor sich hatten.
Urian!
Dies war nicht das erste Mal, daß ihnen der Unhold aus dem Reich der Finsternis begegnete. Unter allen Dämonen würden sie gerade ihn immer wiedererkennen. Urian war nicht allein gekommen. Auf seinem

Rücken saßen fünf Männer. Männer, die Damona und ihren Freunden ebenfalls nicht unbekannt waren. Vier von ihnen waren Barbarenkrieger, und der fünfte spielte die Rolle eines Stammeszauberers.

Nur noch wenige Körperlängen war Urian mit seinen menschlichen Begleitern vom Ufer entfernt. Er überbrückte die Distanz jetzt mit einem mächtigen Flügelschlag, war dann unmittelbar über Damona und ihren Freunden.

Wie ein Stein ließ er sich nach unten fallen, genau dorthin, wo er seine Opfer wußte.

Damona, Mike und Timothy Miliar reagierten gerade noch rechtzeitig. Im buchstäblich letzten Augenblick sprangen sie rückwärts und suchten zwischen den Felsen des Trampelpfades Schutz.

Ygarrth aber, geschwächt wie er war, schaffte es nicht. Er war zu langsam, konnte sich nicht mehr früh genug aus der Gefahrenzone entfernen.

Urian stürzte sich auf ihn, begrub ihn unter seinem massigen Körper.

Der Todesschrei des alten Mannes gellte auf und brach dann abrupt ab.

Mike Hunter war im Grunde genommen kein Mensch, der besonders zart besaitet war. Das Ende des alten Mannes jedoch erschütterte ihn zutiefst. Haß wallte in ihm auf, mörderischer Haß auf den Dämonen, der ein Menschenleben ausgelöscht hatte und diese Untat nun auch noch mit grollendem Lachen quittierte.

Damona erging es nicht anders. Für den Augenblick war sie aus Trauer um Ygarrth regelrecht gelähmt.

Das wäre ihr beinahe selbst zum Verhängnis geworden.

Als Urian auf der Insel landete, waren die vier Barbarenkrieger sofort von seinem Rücken gesprungen. Mit erhobenen Schwertern kamen sie angestürmt. Schon stand der erste unmittelbar vor dem Mädchen.

Damona war unbewaffnet. Sie hätte keine Chance gegen den mordgierigen Krieger gehabt.

Da jedoch griff Timothy Miliar ein. Er sprang den Barbaren von der Seite an und fiel ihm in den Schwertarm. Beide Männer gingen zu Boden.

Zwei andere Krieger hatten es auf Mike abgesehen. Mit schlagbereiten Schwertern drangen sie auf ihn ein.

Mike war sich im klaren darüber, daß ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand. Er konnte sich unter keinen Umständen erlauben, irgendwelche Rücksichten zu nehmen.

Im Handumdrehen hatte er seine Pistole gezogen und angelegt.

Ohne zu zögern feuerte er.

Dem ersten Barbaren drang die Kugel aus kürzester Entfernung in die Brust. Er klappte lautlos zusammen, stellte keine Gefahr mehr dar.

Sofort nahm Mike den zweiten Mann aufs Korn. Zweimal drückte er ab, dann stürzte auch dieser Gegner zu Boden, wo er ohne Regung liegenblieb.

Während Timothy Miliar mit seinem Gegner in einen zähen Ringkampf verstrickt war, hatte es Damona inzwischen mit dem vierten Mann zu tun bekommen. Und sie bewies in dieser Auseinandersetzung, daß sie sich sehr wohl zu helfen wußte.

Es war ihr bereits gelungen, den Krieger durch einen genau angesetzten Handkantenschlag auf den Unterarm zu entwaffnen. Das Schwert des Barbaren fiel auf die Erde.

Mike warf einen gehetzten Blick zu Urian hinüber. Der Dämon stand nach wie vor am Ufer, den schwarzgewandeten Zauberer auf seinem Rücken.

Hatte der Unhold nicht vor, in den Kampf einzugreifen?

Fast sah es so aus. Jedenfalls machte er gegenwärtig keine Anstalten dazu. Vielleicht genoß er es ganz einfach, zusehen zu können, wie sich die Menschen gegenseitig umbrachten. Tod und Verderben waren eine Art Lebenselixier für die Kreaturen aus der Welt der Finsternis.

Mike wandte sich wieder den Kämpfenden zu.

Auch ohne Schwert war der Krieger, der sich mit Damona auseinandersetzte, dem Mädchen natürlich überlegen. Seine Körperkräfte mußten letztendlich den Ausschlag geben. Er war im Begriff, Damona den Garaus zu machen.

Dazu ließ es Mike jedoch nicht kommen. Er hob die Pistole und feuerte. Dadurch war Damona von ihren Schwierigkeiten befreit.

Der Kampf zwischen Timothy Miliar und dem letzten Krieger war jedoch noch nicht entschieden, wogte unvermindert hin und her.

Beide Männer versuchten, das Schwert des Kriegers in die Hand zu bekommen und wälzten sich ungestüm auf dem Boden.

Mike konnte seine Pistole nicht einsetzen, um Miliar zu helfen. Der junge Mann und sein Gegner hatten sich so ineinander verstrickt, daß die Kugel Freund und Feind gefährdet hätte. Deshalb mußte Mike mit seinen Händen zur Sache gehen.

Das tat er dann auch. Er eilte herbei und bekam einen Arm des Barbaren zu fassen. Aber der Mann verfügte über Bärenkräfte, ließ das Schwert, das er mit der Faust umklammert hielt, noch immer nicht los. Mike mußte sich richtig reinknien, um den Kampf zu seinen und Timothy Millars Gunsten zu entscheiden.

In diesem Augenblick entschloß sich Urian doch zum Eingreifen.

Und er tat es mit dämonischer Schnelligkeit.

Mit einem einzigen Satz war er bei den Felsen, war er bei Damona.

Eine seiner Pranken schoß nach vorne, packte das Mädchen an der Hüfte. Schon riß er Damona hoch wie eine Spielzeugpuppe.

Damona schrie.

Mike hörte den Schrei, ließ sofort von dem Barbaren ab. Das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu, als er sah, wie Urian seine Freundin in den Klauen hielt.

Aber er überwand sein Entsetzen schnell. Er riß die Mauser hoch und legte auf Urian an. Er zielte auf den gräßlichen Saurierschädel und schoß.

Einmal, zweimal, dreimal…

Er hatte getroffen, dessen war er sich ganz sicher. Genau in die höllischen Augen des Unholds.

Aber Urian war unbeeindruckt, ließ nur ein dröhnendes Lachen hören.

»Glaubst du wirklich, du könntest mir damit etwas anhaben, Mike Hunter?« tönte er voller Hohn.

Mike begriff.

Natürlich, Urian war kein Mensch, war kein Sterblicher, den man auf normale Weise verletzen oder gar töten konnte. Er war ein Wesen aus der jenseitigen Welt. Aus jener Welt, in der nur die Gesetze der Magie Gültigkeit hatten. Allein mit weißmagischen Waffen war dem Unhold beizukommen. Gegen alles andere war er immun. Und über Bleikugeln konnte er in der Tat nur lachen.

Machtlos mußte Mike mit ansehen, wie sich der Dämon mit einem Flügelschlag in die Luft erhob – mit Damona. Schon nahm er Kurs auf das Meer.

Da kam Mike ein verzweifelter Gedanke.

»Osterhase!« brüllte er aus Leibeskräften.

Osterhase…

Das war das Schlüsselwort, mit dem Damonas Selbsthypnose außer Kraft gesetzt wurde.

Ihre magischen Kräfte erwachten…

… und erloschen im gleichen Sekundenbruchteil wieder, als sie gegen das zynthische Magiepotential stießen und dadurch ihre Wirkung verloren.

Aber der Zusammenprall der gegenpoligen Magie hatte zwei Seiten. Nicht nur Damona verlor ihre magischen Fähigkeiten. Das gleiche galt auch für alle magischen Energieträger, die sich in der Mikroweit aufhielten.

Auch für Urian!

Damona bereitete sich darauf vor, jeden Augenblick ins Meer zu stürzen, über das der Dämon hinwegflog. Urian, seiner magischen Stabilisierungskräfte beraubt, würde sich entkörperlichen und in seine eigene Welt zurückgeschleudert werden.

Aber dem war nicht so. Zwar zuckte der Dämon auf einmal zusammen, als sei er mit einem geweihten Kreuz in Berührung gekommen. Von Entkörperlichung oder Auflösung seiner materiellen

Existenz konnte jedoch keine Rede sein. Er flog weiter.

Dennoch wußte Urian sehr wohl, daß etwas geschehen war.

»Was hast du getan, Hexe?« brüllte er sie an.

Damona antwortete nicht. Sie mußte selbst erst einmal Klarheit gewinnen. Bis jetzt verstand sie nicht, wieso der Dämon noch immer in Zynth weilen konnte.

»Antworte, Weib!«

Urian schüttelte seine Gefangene wütend. Damonas Kopf flog in den Nacken, und ein höchst unangenehmes Schwindelgefühl ergriff Besitz von ihr.

»Du hast deine Hexenkräfte mobilisiert«, gab sich der Dämon selbst eine Antwort. »Aber wieso? Ich dachte, dazu seiest du gegenwärtig nicht in der Lage!«

»Bin ich nicht?« sagte Damona beinahe heiter.

Urian, das hatte sie begriffen, war äußerst irritiert. Und diese Erkenntnis gab ihr ein sehr gutes Gefühl.

»Nein«, erwiderte der Dämon. »Ich weiß genau, daß du dein Unterbewußtsein gezwungen hattest, deine Hexenkräfte nicht wirksam werden zu lassen!«

Urian wußte also Bescheid, dachte Damona. Aber sein Wissen wies offensichtlich Lücken auf. Der Trick mit der Selbsthypnose und dem Schlüsselwort, das diese Hypnose wieder aufhob, war ihm zweifellos unbekannt.

Daraus mußte sie Kapital schlagen!

»Nimm an, ich könnte mein Unterbewußtsein steuern, wie es mir beliebt, Höllenkreatur«, sagte sie. »In jedem Fall bin ich jetzt wieder Herr über meine Hexenkräfte.«

»Du lügst«, stellte Urian unmißverständlich fest. »Ich spüre jetzt keinen einzigen magischen Funken mehr in dir. Vorhin, für einen winzigen Augenblick, konntest du deine Kraft einsetzen. Inzwischen aber ist der Funke wieder erloschen.«

»In dir aber auch, Urian, nicht wahr?«

Der Dämon gab keine Antwort, bestätigte Damona damit, daß sie recht hatte.

Sekundenlang schwieg der Dämon, während er sehr langsam, wie in tiefen Gedanken versunken, über das Wasser dahinflog. Der Zauberer der Barbaren saß nach wie vor auf seinem Rücken. Der Mann war sichtlich verstört, hatte vermutlich kein Wort von dem Dialog zwischen Damona und dem Dämonen verstanden.

Dann ergriff Urian wieder das Wort.

»Ich ahne, was geschehen, Hexe«, sagte er. »Eine Blockade gegenpoliger Magie, die in dir ihren Ursprung hat. Befiehl deinem Unterbewußtsein, deine Hexenkräfte wieder völlig stillzulegen!«

Trotz ihrer mißlichen Lage in den Pranken des Dämons lachte

Damona auf.
»Damit deine eigenen Kräfte wieder wirksam werden könne, nicht wahr?« sagte sie. »Nein, Dämon, schlag dir das aus dem Kopf!«
Urian schnaubte wütend. Aber dabei stieg keine Schwefelwolke aus seinem Rachen. Nur der heiße Atem eines… normalen Sterblichen.
Das war es!
Damona glaubte jetzt die Situation Urians zu kennen. Durch die Magieblockade hatte er alle seine jenseitigen Eigenschaften verloren.
Sein Körper war zu einem integrierten Bestandteil Zynths geworden. Solange die Blockade anhielt, würde er nicht in der Lage sein, in die Dimensionen der Finsternis zurückzukehren. Er war in der Mikrowelt gefangen. Und nur Damona verfügte über den Schlüssel, mit der er das Tor in seine eigene Welt wieder öffnen konnte.
Das hatte auch Urian begriffen.
»Schließen wir ein Abkommen, Damona King«, sagte er. »Ich gebe dir deine Freiheit zurück und lasse meinen Plan, dich in das Reich Luzifers zu entführen, fallen. Und du…«
»Und ich sorge dafür, daß die Magieblockade ein Ende nimmt«, nahm ihm Damona das Wort aus dem Mund.
»Du bist einverstanden?«
»Fast«, sagte Damona. »Ich stelle allerdings drei Bedingungen!«
»Welche Bedingungen?«
»Die erste kannst du sofort erfüllen. Zwischen deinen Tatzen gefällt es mir nicht. Setz mich auf deinen Rücken – dort ist es bequemer.«
Urian kam dieser Bitte unverzüglich nach. Er verband sie mit einer drastischen Maßnahme, die typisch war für seinen grausamen, dämonischen Charakter. Mit einem Schulterzucken schüttelte er zuerst den barbarischen Magier von sich. Dann hob er Damona, überraschend behutsam, auf seinen Rücken.
Zorn wallte in Damona auf, als sie mitansehen mußte, wie der Schwarzgewandete schreiend ins Meer stürzte, wo ihn nur der Tod erwarten konnte.
»Warum hast du das getan, Dämon?«
»Der Priester der Tzu-Kha war überflüssig geworden«, gab Urian gleichmütig zurück. »Jetzt, wo wir unseren Pakt geschlossen haben, benötige ich seine Dienste nicht mehr.«
Damona biß sich auf die Lippen. »Noch gilt unser Pakt nicht. Es gibt noch zwei Bedingungen.«
»Nenne sie!«
»Wenn du wieder im Besitz deiner Dämonenkräfte bist, verlange ich, daß du mich und meine Freunde in meine eigene Welt zurückversetzt.«
»Auch dieser Wunsch wird dir erfüllt.«
Damona kannte die hinterhältige Dämonenart.

»Schwöre es bei den Sieben Feuern der Verdammnis!«
Urian zögerte.
»Dachte ich es mir doch«, sagte Damona böse. »Du wolltest mich hintergehen!«
Der Dämon lachte heiser. »Gut, ich schwöre es. Und nun noch die dritte Bedingung!«
Damona sagte ihm, was er zu tun hatte.

***

Sothoth ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach. Er labte sich an erlesenen Speisen. Früchte, Fleisch, Wein – dies alles wanderte in beliebiger Reihenfolge in seinen Magen.
Auf einmal wurde er bei seinem Mahl unterbrochen. Sein Sohn stürzte in den Raum.
Indigniert verzog Sothoth das Gesicht. »Wie oft habe ich dir schon, gesagt, daß ich beim Essen nicht gestört zu werden wünsche? Auch wenn du mein Sohn bist…«
Erst jetzt fiel ihm auf, das Phruug ein völlig verstörtes Gesicht machte.
»Was ist los?« fragte er scharf.
»Wir… werden angegriffen, Vater!« stieß sein Sohn hektisch hervor. Nackte Furcht spiegelte sich in seinen Zügen.
Sothoth runzelte die Stirn. Angegriffen? Das mußte wohl ein Scherz sein. Aber er hatte eigentlich nicht den Eindruck, das Phruug zum Scherzen aufgelegt war.
»Was wird angegriffen?« fragte er. »Unser Turm?«
»Ganz Zoron!«
»Wirklich?«
»Ja, ja, ja!«
Nein, Phruug scherzte tatsächlich nicht. Er hatte Angst, panische Angst.
Das Stirnrunzeln Sothoths verstärkte sich. »Woher nehmen die Uunra den Mut…«
»Nicht die Uunra, Vater«, wurde er von seinem Sohn unterbrochen. »Es sind Fremde, die zum Sturm auf die Stadt ansetzen.«
»Fremde?«
»Eine Barbarenhorde! Niemand weiß, wo die Fremden herkommen. Aber sie sind da! Komm mit, Vater. Überzeuge dich selbst!«
Sothoth war sich nicht sicher, ob er am Verstand seines Sohns zweifeln sollte. Barbaren? Es gab keine Barbaren in Zynth, nur Zoronen und Uunra. Dennoch, er wollte Gewißheit.
Ächzend erhob er sich aus den Kissen und verließ gemeinsam mit Phruug den Raum.
»Am besten dürfte es sein, wir gehen auf die Dachterrasse«, schlug

dieser vor. »Von dort aus haben wir den besten Überblick.«

Die beiden Männer stiegen die Stufen zur Turmspitze empor. Unterwegs spürte Sothoth ganz deutlich, daß die Situation gespannt war. Alle Bewohner des Turms, Zoronen und Uunra, waren in heller Aufregung.

Wenig später hatten Sothoth und Phruug die Dachterrasse erreicht. Sie traten an das Geländer heran.

Und dann sah Sothoth, daß sein Sohn nichts als die Wahrheit gesagt hatte.

Im Süden der Stadt, aus der Ebene der Steinkrüge kommend, schob sich eine schier unübersehbare Menschenmasse heran. Männer auf Reittieren, wie es sie in Zynth gar nicht gab. Und so wie die Männer aussahen, konnte in der Tat kein Zweifel bestehen, daß sie nur eins im Sinne hatten: die Eroberung Zorons.

»Rufe den Hohen Rat zusammen«, befahl Sothoth. »Wir müssen schnellstens Maßnahmen zur Verteidigung der Stadt ergreifen!«

»Ist bereits geschehen«, antwortete Phruug.

»Gut! Dann schick mir sofort Khlaak her!«

Phruug ging, um den Turmzauberer suchen zu lassen.

Sothoth starrte unterdessen mit gequälter Miene den Barbaren entgegen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie Zoron erreicht hatten. Und dann…

»Du hast nach mir geschickt, Sothoth?«

Khlaak trat von hinten an den Turmherrn heran.

»Du weißt welche Gefahr uns allen droht, Khlaak?«

»Ja, ich weiß es.«

»Und? Was gedenkst du dagegen zu tun?«

»Ich?«

»Du bist ein Zauberer, nicht wahr? Ist es da nicht selbstverständlich, daß ihr – du und deine Zunftbrüder – eure magischen Mittel einsetzt, um der drohenden Gefahr zu begegnen?«

Khlaak blickte vor sich auf die Marmorplatten der Terrasse.

»Wir… können gar nichts tun, Sothoth.«

»Warum nicht?«

»Der Funke der Magie ist wieder… erloschen, Sothoth!«

Der Turmherr glaubte nicht recht zu hören. »Das darf doch nicht wahr sein!«

»Es ist wahr«, erwiderte der Zauberer leise. »Vielleicht hätten wir doch das beabsichtigte Blutopfer darbringen sollen.«

»Bei den Moordrohr, warum bereitest du das Opfer nicht vor?« brüllte Sothoth außer sich.

Khlaak eilte davon, um das Versäumte nachzuholen.

***

Hoch genug, daß er von unten für einen Vogel gehalten werden konnte, flog Urian über die Stadt der Dreizehn Türme hinweg.

Selbst aus dieser Höhe war deutlich zu erkennen, daß in Zoron gekämpft wurde. Die Barbaren hatten den südlichen Teil der Stadt erreicht und erzwangen sich den Einmarsch mit brutaler Waffengewalt.

Die Stadtbewohner verteidigten sich, wobei es so aussah, als ob nur die Uunra Widerstand leisteten. Und die Faltenköpfigen waren ganz offensichtlich auch nicht mit dem Herzen bei dem blutigen Handwerk. Vielleicht wünschten sich die meisten von ihnen im stillen, daß die Barbaren ihren Eroberungszug erfolgreich beendeten.

Ihre Loyalität den Turmherren gegenüber stützte sich nicht auf Menschenliebe, sondern auf pure Angst. Und wenn der Grund für diese Angst nicht mehr gegeben war… Damona fragte sich allerdings, ob sie in den Barbaren bessere Herren finden würden.

Aber das war nicht ihr Problem. Der Krieg zwischen Uunra, Zoronen und Barbaren ging sie nichts an. Von allen drei Gruppen hatte sie nur Böses erfahren, und sie sah deshalb, keinen Grund, sich in die Kämpfe einzumischen, ganz abgesehen davon, daß sie dazu auch kaum Möglichkeiten besaß.

Sie hatte nur ein Ziel: Mary-Ann Murchison, Grace Pamble und Agnetha Svenson zu befreien.

Wenn die drei Mädchen überhaupt noch lebten…

»Wo wollen wir hin?« fragte Urian unwirsch. »Es ist unter meiner Würde, einem Aasgeier gleich über verwesende Städte zu ziehen.«

Damona mußte sich erst wieder zurechtfinden. Sie suchte den Turm Sothoths, in dem sie selbst damals gefangengehalten worden war. Selbst wenn sich die drei Mädchen dort nicht befanden, würde die Sippe Sothoths wissen, wo sie zu suchen waren.

»Dieser Turm«, sagte sie nach einer kurzen Weile und deutete nach unten.

Urian flog eine Schleife und näherte sich dem von Damona bezeichneten Gebäude. Die Flughöhe war noch immer so beträchtlich, daß Menschen und Uunra von oben wie Spielzeugfiguren aussahen.

Über dem Turm Sothoths blieb der Dämon in der Luft hängen.

Angestrengt blickte Damona nach unten. Wie es schien, herrschte auf der Dachterrasse des Gebäudes einiger Betrieb.

Damona blinzelte.

Irrte sie sich, oder waren das wirklich…

»Dämonenaugen sind schärfer als Menschenaugen«, sagte sie.

»Kannst du erkennen, ob sich unter den Menschen dort ein blondes Mädchen befindet?«

Urian schnaubte ärgerlich. »Wie du sehr wohl weißt, bin ich gegenwärtig kein Dämon, sondern lediglich ein… sterblicher Drache.

Und meine Augen sind nicht schärfer als die deinen.«

»Dann geh tiefer«, kommandierte Damona.

Widerwillig ließ sich Urian tiefer sinken. Das Bewußtsein seiner Sterblichkeit ließ ihn erstmals in seinem Dämonenleben die Schärfe menschlicher Waffen fürchten.

Jetzt konnte Damona Einzelheiten erkennen.

Innerlich begann sie zu jubeln. Ja, sie hatte richtig gesehen. Auf der Dachterrasse stand ein blondes Mädchen. Und dieses blonde Mädchen war niemand anders als… Mary-Ann Murchison.

Nicht nur Mary-Ann, sondern auch Grace Pamble und Agnetha Svenson!

Dann aber stieg Besorgnis in Damona auf. Auf dem Dach hielten sich weiterhin mehrere Zoronen auf, darunter auch Sothoth und sein Sohn Phruug. Die Kerle schienen irgend etwas mit den drei Mädchen vorzuhaben. Und wie sie die Zoronen kannte, was das bestimmt nichts Gutes.

Bisher hatte offenbar niemand den gut hundert Meter über der Terrasse schwebenden Urian entdeckt. Die Menschen waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, kamen gar nicht auf den Gedanken, zum Himmel emporzublicken.

»Geh noch etwas tiefer«, sagte Damona.

Der Dämon tat, was sie verlangte.

»Wenn du die drei Mädchen retten willst, sollten wir uns beeilen«, sagte er dann. »Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich dort unten eine Opferzeremonie zu Ehren der Moordrohr zu erkennen glaube!«

»Du meinst…«

Ja, Urian täuschte sich wahrscheinlich wirklich nicht. Sie konnte jetzt sehen, daß die drei Mädchen an einen Holzpflock gebunden wurden. Wenn der Dämon von einem Opfer für die Moordrohr redete, dann wußte er sicher, wovon er sprach. Die Schwarze Familie, der er angehörte, und die Blutgötter waren beide Wesenheiten der Finsternis, befehdeten sich jedoch mit aller Macht. Anscheinend neidete Urian den Moordrohr ihr Opfer.

»Runter«, kommandierte Damona. »Auf in den Kampf!«

Der Dämon gehorchte nicht sofort.

»Eines Tages, Hexe«, sagte er, »werde ich dich für die Erniedrigungen, die du mir hier zufügst, zur Rechenschaft ziehen!«

Damona ließ die Drohung kalt. »Eines Tages, gut, gut. Nun aber tu, was ich dir sage. Oder willst du niemals mehr in die Dimensionen der Finsternis zurückkehren können?«

»Es sei!«

Urian stürzte sich so schnell nach unten, daß Damona auf seinem Rücken buchstäblich Hören und Sehen verging.

Krampfhaft mußte sie sich an seinen Schuppen festhalten, um nicht

hinuntergeschleudert zu werden.

Dann landete Urian wie eine Bombe auf der Terrasse.

Schrille Entsetzensschreie gellten auf, als die anwesenden Mädchen, Zoronen und Uunra den Dämonen mit dem schrecklichen Saurierschädel so unvermutet in ihrer Mitte sahen.

Und dieses Entsetzen war wohlbegründet.

Die Furcht vor Waffen veranlaßten den vorübergehend zu einem Sterblichen gewordenen Dämon, die Schrecksekunde der Überraschten auszunutzen.

Wie ein Berserker wütete er unter Zoronen und Uunra.

Ein Prankenschlag zerschmetterte Phruug, ein zweiter einen der Uunra. Ein mächtiger Tritt schleuderte zwei Zoronen gegen die Brüstung. Der Aufprall war so hart, daß die Knochen der Opfer brachen. Ein Zorone mit einem bleichen Totenkopfgesicht war bewaffnet. Er trug ein langes, scharfes Messer in der Hand, das er jetzt gegen den Dämon erhob. Er kam nicht dazu zuzustechen. Ein Schlag Urians hob ihn von den Füßen und ließ ihn über die Brüstung in die Tiefe stürzen.

Wer jetzt noch auf der Terrasse stand, suchte sein Heil in der Flucht, versuchte, den Treppenabgang zu erreichen. Mehrere schafften es. Sothoth, der Turmherr war nicht unter den Glücklichen. Er war zu dick und zu unbeweglich, um Urian entkommen zu können.

Dann waren der Dämon, Damona und die drei Mädchen aus Blairgowrie allein auf der Terrasse.

Die drei jungen Frauen weinten.

Und sie weinten auch noch, als sie erkannten, daß Urian ihnen nichts zuleide tun würde.

Tränen kannten keinen Unterschied zwischen Schmerz und Freude.

Damona hatte sich von den anderen abgesondert, um sich wieder in Selbsthypnose zu versenken.

Mike beobachtete sie mit gemischten Gefühlen aus einiger Entfernung. Er fühlte sich äußerst unwohl in seiner Haut. Seit Damona mit Urian und den drei befreiten Mädchen zu der kleinen Insel zurückgekommen war, war er trotz aller Wiedersehensfreude dieses Gefühl des Unwohlseins nicht losgeworden.

Er traute dem Dämonen nicht, traute ihm nicht von einer Rückenschuppe bis zur nächsten.

Timothy Miliar und Mary-Ann Murchison sahen die Dinge offenbar anders. Sie lagen sich nur in den Armen und waren glücklich.

Ob dieses Glück allerdings noch vorhanden sein würde, wenn Urian seine Dämonenkräfte zurückgewann…

Damona kam zurück. Sie trug jenen etwas unsicheren Gesichtsausdruck zur Schau, den Mike nun schon mehrfach in gleichgearteten Situationen kennengelernt hatte.

Er warf einen schnellen Blick auf den Dämon, der lauernd dastand und auf seinen großen Augenblick wartete. Mike hätte einiges dafür gegeben, die Gedanken des Unholds lesen zu können.

Aber was halfen alle düsteren, ahnungsvollen Gedanken? Er mußte tun, was zu seiner Rolle gehörte.

»Weihnachtsmann!« sagte er kurz entschlossen.

Damona zuckte leicht zusammen. Alles war wie gehabt.

Mike achtete jetzt nicht auf Damona, konzentrierte seine Aufmerksamkeit voll auf Urian.

Und da geschah es…

Die Augen des Finsterlings, die soeben noch fast stumpf geblickt hatten, füllten sich mit Feuer. Rauch strömte aus seinen Nasenlöchern, und in seinem Rachen sammelte sich höllischer Schwefel.

Dröhnend lachte er auf.

Er war wieder ein echter Dämon!

Seine teuflischen Augen betrachteten die Menschen vor ihm, einen nach dem anderen, drohend, finster, mörderisch.

Mike konnte nicht mehr an sich halten.

»Nun tu es schon«, stieß er hervor. »Vernichte uns und kümmere dich einen Dreck um den Eid, den du geschworen hast!«

Wieder lachte Urian dröhnend auf.

»Ja, Mike Hunter«, sagte er. »Ich werde euch vernichten. Aber nicht jetzt!«

Im nächsten Augenblick hatte Mike das Gefühl, in die Unendlichkeit zu stürzen. Er wußte nicht, wie lange dieses Gefühl anhielt – nur einen Sekundenbruchteil oder eine halbe Ewigkeit. Dann auf einmal war es vorbei.

Mike sah sich, die vier Frauen und Timothy Miliar auf dem Schloßhof von King’s Castle stehen.

Leicht verwundert schüttelte er den Kopf.

Urian hatte sich tatsächlich an seinen Eid gehalten.

ENDE